

DER MARIENBOTE

Januar 1957

Morgengebet

Beim ersten Sonnenstrahl des Neuen Jahres 1957 und zu jeder Morgenstunde unseres Lebens



„Den wahren Gott, den Einen in der Dreifaltigkeit, die Dreifaltigkeit in den Einheit, kommt, laßt uns anbeten!“ „Kommt, laßt uns jauchzen dem Herrn, Huldigung rufen dem Felsen unseres Heiles. Laßt uns mit Lobpreis vor Sein Angesicht treten und Ihm jubeln in Liedern. Denn der Herr ist ein großer Gott, ein großer König über den Göttern allen. In Seiner Hand sind die Tiefen der Erde, die Gipfel der Berge sind sein Eigentum. Sein ist das Meer: Er hat es gemacht. Das trockene Land: Seine Hände haben es gebildet. Kommt, lasset uns verehren und niederfallen, unsere Knie beugen dem Herrn. Denn unser Gott ist Er, wir aber sind das Volk Seiner Weide, die Herde, von seiner Hand geführt.“ (Ps. 94)

Gepriesen seist Du, Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus! Du hast uns in Christus mit lauter geistlichem Segen im Himmel gesegnet. Schon vor Erschaffung der Welt hast Du uns in Christus auserwählt, daß wir heilig und untadelig vor Ihm seien. Aus Liebe hast Du uns nach Deinem freien Willensentschluß durch Jesus Christus zu Deinen Kindern vorherbestimmt —zumPreis der Herrlichkeit Deiner Gnade, die Du uns so reichlich geschenkt hast in Deinem geliebten Sohne!“ (nach Ephes. 1:3–6)

„Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt sei Dein Name! . . . . .“

„O Gott, Du hast durch Deinen eingeborenen Sohn Jesus Christus den Tod besiegt und uns den Zugang zum ewigen Leben erschlossen, begleite nun auch mit Deinem Beistand unsere Gebete, zu denen Deine zuvorkommende Gnade uns anrege.“ (Ostergebet)

„Du aber, Herr Jesu Christi, wachse in mir. In meinem Geiste, in meinem Herzen, in meiner Vorstellung, in meinem Sinnen. Wachse in mir in Deiner Milde, in Deiner Reinheit, Deiner Demut, Deinem Eifer, Deiner Liebe. Wachse mit Deiner Gnade, Deinem Licht und Deinem Frieden. Wachse bis zur Vollreife des Mannesalters. Wachse in mir wie zu Nazareth, vor Gott und den Menschen, zur Verherrlichung Deines Vaters.“ (Peter Olivaint S.J.)

„Gedenke auch, o Herr, Deiner Kirche. Erlöse sie von allem Übel und vollende sie in Deiner Liebe. Sammle sie aus allen vier Winden, und führe sie geheiligt zu Deinem Reiche, das Du für sie bereitet hast, denn Dein ist die Macht und die Herrlichkeit in alle Ewigkeit.“ (Didache)

„Heilige Jungfrau Maria! Wie eine leuchtende Morgenröte bist du aufgegangen vor der Welt. Du hast uns Christus, die Sonne der Herrlichkeit gebracht. Sei gegrüßt, du holde Jungfrau, du unerschöpflicher Brunn der Freude für die Menschheit. Du kostbare Perle des Reiches Gottes. Du lebendiger Altar des Brotes, das uns Nahrung ist zum ewigen Leben. (Ephraem)

„Mittlerin bist du, reichlich segnete dich Gottes Gnade, Jungfrau Maria, here Gottesmutter, lobwürdig über alle. Unwert sind wir deiner Huld. Gewähre uns dennoch, daß wir dich preisen als Herrin des Himmels. Mittlerin bist du. Mutter bist du des Mittlers. In dir verband sich Gott mit der Menschheit, die Menschheit mit Gott. Daher, du unser aller Herrscherin, versöhne deinen Sohn, leih unserem Flehen dein Ohr, da wir alle durch deine gütigen Hände Leben vom Höchsten empfangen.“ (Gottschalk v. Limburg, 1098)

Gegrüßet seist du Maria . . . . .

„Ehre sei Dir, wesensgleiche Dreifaltigkeit, eine Gottheit, vor aller Zeit, so auch jetzt und in Ewigkeit. Ehre und Preis erschalle aus aller Munde dem Vater, dem Sohn, den Er gezeugt, sowie dem Heiligen Geist und klinge fort in alle Ewigkeit! Amen.“ (Brevier)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang   Januar 1957, Battleford, Sask.   No. 4



Ehre sei Gott in der Hoehe!

„Heute ist der Urheber der Welt aus dem Schoß der Jungfrau hervorgegangen, und Er, der alle Geschöpfe gebildet, ist ein Sohn derjenigen geworden, die Er geschaffen hat. Heute ist das Wort Gottes im Fleisch erschienen, und was menschlichen Augen sichtbar war, ward sogar für Menschenhände greifbar. Heute haben die Hirten aus dem Munde der Engel vernommen, daß der Heiland mit unserem Leib und unserer Seele geboren wurde, und so ist für die Vorsteher der Herden des Herrn heute die Art und Weise ihrer Predigt vorgebildet worden. Auch wir wollen mit dem Heere der himmlischen Streiter singen: Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen, die guten Willens sind! Die uns zuteil gewordene große Gnade verlangt von uns auch eine ihrer Herrlichkeit entsprechende Dankbarkeit. Deshalb haben wir nämlich, wie der heilige Apostel lehrt, nicht den Geist dieser Welt erhalten, sondern den Geist, der von Gott stammt, damit wir wissen, was uns von Gott geschenkt wurde. Gott wird nur dann richtig geehrt, wenn Ihm das, was Er selbst uns gibt, auch wieder dargebracht wird. Was aber können wir für die heutige weihnachtliche Festfeier aus allen Gottesgaben Passenderes finden als den Frieden, der bei der Geburt des Herrn zum ersten Male durch Engelsmund verkündigt worden ist? Er erzeugt ja Gotteskinder, er ist der Erhalter der Liebe und der Urheber der Einheit, er ist die Ruhe der Seligen und die Wohnung des ewigen Lebens; und das ist seine besondere Wirkung, daß er diejenigen mit Gott verbindet, die er von der Welt loslöst!"

„Frieden den Menschen, die guten Willens sind!"

St. Leo der Große

TE DEUM

Heiß quillt jedem, dessen inneres Auge zur weihnachtlichen Stunde aufgeschlagen ist zum Ewigen, das „Te Deum" — das „Großer Gott, wir loben Dich, wir bitten Dich" — aus der Seele. Wir alle kennen ihn, den gewaltigen Lob- und zugleicher Zeit so innig flehenden Bittgesang der Christen uralter Tage.

Immer schon war es, und immer wieder bleibt es so, daß hohes Gotteslob und wehes Menschenflehen zu einem Lied, zu einem Gebet zusammenfließen. So ist es im „Te Deum", so ist es im „Gloria" der hochheiligen Messe, im „Vaterunser" und fast in jedem anderen von Menschen erdachten Lobgesang auf Gott.

So war es ja schon in den Tagen der heiligen Weihnacht von Bethlehem gewesen. Die Festtage der Weihnachtszeit erzählen uns davon: Neben dem göttlichen Kinde, dem himmlische Chöre ohne Zahl ein niegehörtes Loblied sangen, das Weh und die Not der Unschuldigen Kinder. Neben der anbetenden Freude der Hirten das kommende Kreuz, vorausgesagt vom greisen Simeon. Neben der Huldigung der Könige, dem Kinde dargebracht, die Angst und das Beten der Flucht nach Ägypten. Neben allem Weihnachtsjubel das Sterben des zu Tode gepeinigten St. Stephanus.

Vor über eintausendfünfhundert Jahren standen die Christen des einst so mächtigen Römerreiches vor ihrem Gott, um Ihn zu loben und zu preisen in einem Lobeshymnus, gewaltiger noch als die gepanzerten Legionen und die Weisheit der Römer es waren, die da herrschten und regierten über viele Völker. Im Jahre 313 waren die Christen frei und das Römerreich christlich geworden: „Großer Gott, wir loben Dich! Dich, Herr, preisen wir! Dir, dem ewigen Vater, huldigt das ganze Erdenrund!" Nun sind Römerreich und Christentum ein und dasselbe, und das irdische Römerreich ist herrlicher denn je. Denn jetzt ist nicht nur das ganze Erdenrund sein eigen: Innigste Gemeinschaft hat es auch mit allem über der Erde. Gemeinsam mit allem, was die Himmel bewohnt, mit den Engeln, Aposteln, Propheten und Martyrern steht es vor Gott und lebt es vor Gott und huldigt Ihm, dem Vater unermeßbarer Majestät, der da bewirkt hat, daß die Kirche nun herrscht überall dort, wo Rom herrscht: über das ganze Erdenrund!

Feierlich, nicht mit unserem schlichten „Ehre sei dem Vater", schloß der sich seiner Würde bewußte römische Christ in jenen Tagen sein „Te Deum": „Dich preisen wir, Dich, den Vater unaussprechbarer Majestät; Deinen verehrungswürdigen, wahren und einzigen Sohn, und den Heiligen auch, den Fürsprecher Geist!"

Dann aber kam die Stunde des Kreuzes, wie sie schon unter uns ist seit denTagen der Krippe: Kaiser Konstantius suchte den Römerchristen alles zu nehmen, was da in ihrem „Te Deum" so stolzen Ausdruck fand. Politische Überlegungen verleiteten ihn zum Versuch, den Römerchristen das „Römisch-Katholische" zu nehmen, um sie „gotisch-christlich" zu machen. Sie sollten die arianische Religion und Kultur der germanischen Völker annehmen. Eine Religion und Kultur, die Christi Gottheit verneinte und alles echt Römische: Sprache, Wissenschaft, Kunst, Tradition — auch den Geist der zwei Großen, Ambrosius und Augustinus — beiseite schieben wollte.

Aus dieser Not heraus beteten die Christen Roms nun jenen zweiten Teil des „Te Deums", wie wir es heute noch kennen: „Du König der Herrlichkeit, Christus! Du bist des Vaters all-ewiger Sohn . . . Dich, bitten wir, komm Deinen Dienern zu Hilfe, die Du erlöst mit Deinem kostbaren Blut!"

Schwer waren die Tage: Das Römerreich war am Zerfallen, und es sah der Christ, daß er wohl doch nicht herrschen werde auf Erden. Da blieb nur noch das Hoffen auf den Him-

mel, um den er im „Te Deum" betete: „In der ewigen Herrlichkeit, zähle uns Deinen Heiligen zu!"

Nicht lange darauf kamen Angst und Bangen über Rom: Der Westgotenkönig Alarich war in Italien eingedrungen. Wenn der Himmel nicht hilft, wird er auch Rom einnehmen! Neue Strophen wurden dem „Te Deum" hinzugefügt, Worte heißesten Flehens aus Not und Bedrängnis, entnommen den Psalmen 27 und 144: „Rette Dein Volk, o Herr, und segne Dein Erbe!" „In Hulden wollest Du, o Herr, an diesem Tage uns ohne Schuld bebewahren!" Und nachdem Rom wirklich gefallen war, beugten auch die Römerchristen Haupt und Knie. Sie liebten ihren Gott, darum sangen sie Ihm immer noch das „Te Deum". Zerknirscht und weh, doch stark in ihrem Glauben und Hoffen auf Gott, schlossen sie seit jener Stunde ihr Loblied mit den Worten: „Erbarme Dich unser, o Herr, erbarme Dich unser! Laß Dein Erbarmen, Herr, über uns geschehen, wie wir gehofft auf Dich! Auf Dich, o Herr, habe ich meine Hoffnung gesetzt, in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden!"

Auf den gottfrohen Anfang und auf den zu Gott flehenden Abschluß des Lobgesanges „Te Deum" kommt es uns in dieser Weihnachtsbetrachtung an. Beide diese Stimmungen gehören mithinein in unser weihnachtliches Anbeten. Beides, das anbetende Gottloben und die im Glauben überzeugte Einsicht, daß wir Ihn brauchen, den Retter von oben, beides gehört mitheinein in unsere Weihnachtstage und in alle Tage unseres Lebens.

Von ihm haben wir empfangen, Gnade über Gnade. Deshalb loben wir Ihn und deswegen preisen wir Ihn. „Du allein bist der Heilige, Du allein der Herr, Du allein der Höchste" — deshalb verehren wir Ihn und beten Ihn an. Ja, das bewundernde, lobende, hochpreisende Anbeten, dem Dreieinigen Gotte dargebracht, das Bekennen unserer Ohnmacht und das Anerkennen der Allmacht Gottes ohne Schranken, ist die Seele alles Betens zu Gott, aller Treue zu Ihm. Anbetung schließt ja doch beides ein: Demut und Liebe. Demut und Liebe aber sind die zwei Seelenmächte in uns, die uns unruhig machen, die jedem Menschen Unruhe geben, „bis er ruht in Gott".

„Der Gegenwartsmensch", schreibt Rittelmeyer in seinen Vaterunser-Predigten, „kann nicht beten, aber eines kann er noch viel weniger: anbeten! Fragt euch einmal selbst, wie viele Anbetungsstunden ihr gehabt habt in eurem Leben. . . . Ohne solche Anbetungsstunden —die der wahre Reichtum unserer Seele sein sollten — können wir niemals heimisch werden in den Welten, von denen uns das Vaterunser erzählt."

Wir beten nicht mehr an, weil wir weder haben noch pflegen die Tugenden der übernatürlichen Demut und Liebe, der Demut und der Liebe wegen Gott. Und weil uns diese Tugenden, ja selbst das Verlangen nach ihnen, abgegangen sind, mußte kommen, was geschah: Wir können nicht mehr einsehen, daß wir Christus den Retter brauchen! Wir haben ja alles. Und weiter als notwendig braucht unser Blick in die Welt nicht zu gehen. Wie zum Beispiel bis hinaus über den Eisernen Vorhang, wo nun schon seit Jahren die Kirche, ungezählte Scharen unserer Brüder und Schwestern in Christo, andere Weihnachten feiern als wir. Die Weihnacht der Unschuldigen Kinder, der Flucht nach Ägypten, des hl. Martyrers Stephanus!

Wir wissen nicht mehr, was das ist, die „Gemeinschaft der Heiligen", der Kinder eines Vaters. Es beten die Verfolgten, diejenigen aber, denen noch „gerettet" sind Frieden, Religionsfreiheit und Wohlleben, haben nicht einmal das Allerletzte — und zugleicher Zeit das Allerteuerste — mehr übrig für ihre Brüder und Schwestern in Not: Das Beten und das Flehen des Te Deum's!

Das gibt zu denken! Gib, o Herr, daß dieses Denken auch fruchtbar werde! Fruchtbar ist ja unser Menschendenken nur dann, wenn es sich in Worten ausdrückt — in unserem Falle in Worte, gesprochen zu Gott im Gebet!

„O komm, o komm, Emmanuel!" – Der Schriftleiter

Weihnachtshoffen

vom Schriftleiter

Wir feiern Jesu Geburt, heilige Weihnacht. Still ergriffen geht der Mensch in sich. Jener Mensch, der noch denken kann — ja, und auch noch wirklich glauben und lieben und beten. In einer Freude, die nicht dieser Welt angehört, die da irgendwoher in die Seele uns kommt, sieht er das Große, das zur weihnachtlichen Stunde unter uns und für uns Menschen geschehen ist: Die Himmel haben sich zu uns herabgeneigt! Gott ist Mensch, Gott ist uns Bruder geworden!

Und das kann nicht ohne Folgen bleiben. Entweder wir nehmen Ihn auf, der da gekommen ist — und dann wird uns die Weihnacht zum Segen und das Leben hier auf Erden zum Wagnis, das bitterste Möglichkeiten in sich schließt: Verdemütigung, Schmach, Schande, Zerstörung aller Ruhe und Sicherheit, Vernichtung von gutem Namen und Ehre — oder aber wir nehmen Ihn nicht auf.

Von jenen, die Ihn nicht aufnehmen, schreibt Lacordaire: „Täuschen wir uns nicht. Man wird nicht ungestraft von einem Gott geliebt bis zum Kreuz. Nicht die Gerechtigkeit ist ohne Erbarmen, sondern die Liebe. Wir haben es nur zu klar empfunden: Die Liebe ist das Leben oder der Tod. Und wenn es sich um die Liebe Gottes handelt, ist das die ewige Liebe oder — der ewige Tod!"

Wahr sind diese Worte und bitter ernst. Sie sollen und sie dürfen uns aber nicht zum Kleinmut drängen: „Erschienen ist die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers, nicht auf Grund von gerechten Werken, die wir vollbracht haben, sondern nach Seinem Erbarmen hat Er uns erlöst", heißt es in der Offenbarung Gottes und in den Weihnachtsgebeten der Kirche. Auch diese Worte sind ernst zu nehmen. Jedes einzelne Wort dieses Gottessatzes ist uns wichtig. Und je mehr wir uns darin vertiefen, um so weiter entfernt sich von uns aller Kleinmut — und es kommt die Hoffnung!

Demütig — es geht nicht anders als nur in tiefster Demut — fühlen wir das Hoffen in uns aufsteigen. Wir wissen ja und wir empfinden es mit allem, was uns noch im Herzen ist: Das rein natürliche Hoffen des Menschen „auf bessere Tage, wenigstens drüben im Himmel", dieses Hoffen genügt hier nicht. Höchstens, daß wir wieder einmal ins Leere hoffen wollen!

Wenn man so, zur lieben Adventszeit schon, still und für sich allein im Kirchlein weilt, nach frommem Gebet in Gedanken beim Weihnachtskind, dann kommt einem in den Sinn, wie doch die Heilige Nacht von lauter Himmelswundern erfüllt ist. Da sehen wir ein Kind, das Gott ist. Himmlische Chöre singen Ihm. Ein heller Stern leuchtet und zeigt den Weg zu Ihm hin. Und neben der Krippe eine jungfräuliche Mutter, eine Unbefleckte, Höchstbegnadete, Gotterwählte. So gotterwählt und so voller überirdischer Lieblichkeiten, wie es Himmel und Erde noch nie gesehen.

Wo alles so göttlich ist und so durchgöttlicht, wie es zur Anfangsstunde unserer Erlösung war, zur Stunde der Fleischwerdung Jesu, da wird es wohl kaum gehen, daß wir mit nur rein menschlichem Hoffen von diesen Weihnachtswundern zu empfangen erwarten. Das rein menschliche Hoffen will ja nur eines: Daß es M i r gut gehe, ganz gleich wie und wo!

Wir aber glauben an G o t t, und wir lieben G o t t. Und mit der Hoffnung, die wir hier im Sinne haben, ist es genau so: Sie ist eine göttliche, uns bei der Taufe eingegossene Tugend, die uns nach G o t t unserem höchsten Gute verlangen läßt. Wir hoffen von Gott — G o t t zu empfangen, und mit Gott auch die ewige Seligkeit („Sperat Deum a Deo", Cajetan).

Wir empfangen Gott von Gott durch die Gnade, angefangen von der Anfangsgnade bis zur Heiligkeit, wo nicht mehr „Ich lebe, sondern Christus lebt in mir", Gott lebt in mir!

Die christliche Hoffnung ist wohl ein Harren. Sie ist aber kein tatenloses Warten. Es gibt da eine Tugend, deren Namen wir kaum

noch kennen. Sie heißt: Hochgemutheit. Eine Tugend, die vieles, die das Größte wagt, und deshalb auch nichts gemeinsam mit Kleinmut hat; die in Demut sich beugt vor Gottes heiligem Wollen, und deshalb feind ist allem Hochmut.

Hochgemutheit ist das Hinaufgreifen der gottfrommen Seele zu den höchsten, zu den göttlichen Dingen. Und zwar zu allem hin, was irgendwie mit dem fleischgewordenen Gotte Jesus Christus zusammenhängt, zu den heiligmachenden, zu den beseligenden, und auch zu den kreuzigenden Mächten im Leben des Erlösers („extensio animi ad magna", St. Thomas, 2, 2, 129, 1). Die Tugend der Hochgemutheit mutet dem Christen zu, ganz wie Christus zu werden, in allem und ohne Ausnahme. Blutig, zerschunden, verdemütigt und leidend um der Liebe Gottes bis zum Kreuz — wie Christus, nur um auch werden zu können so gerade vor Gott, so edel in höchster Liebe, so für den Vater und zum Vater hinauflebend wie Er.

Hochgemutheit läßt den Menschen sich ganz selbst vergessen: „Er muß wachsen und ich abnehmen!" (Joh. 3:30). Sie ist demütig.

Sie läßt den Christen jedoch nie Christus vergessen. Immer wieder treibt sie das Hoffen an: Gott will, daß ich nach Ihm verlange, Er wird mir helfen, Ihn aufzunehmen in mein Herz und in mein Leben.

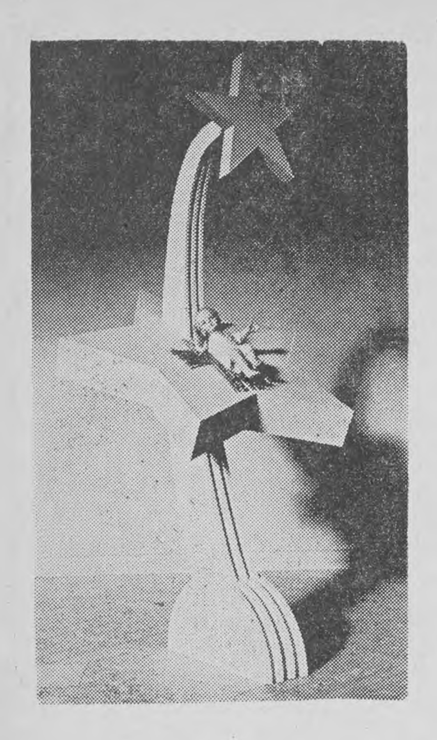
Immer wieder treibt die Hochgemutheit auch den Willen an, großmütig alle Anstrengungen, alle Mühe und jedes Leid auf sich zu nehmen, nur um zu erreichen, was Jesus gesagt und wozu Er geboren war und gelitten hat: „Ich in Ihnen!" (Joh. 17:23).

Das ist das Hoffen der Weihnacht. Ein Hoffen, das nicht ins Leere geht, sondern nach der Fülle greift, nach der Fülle des Lebens, das nicht sterben kann, und darum auch das einzig wahre und wirkliche Leben ist: Gott in mir und ich in Gott!

Wer da sagt und bekennt und auch danach lebt, daß Jesu Geburt zu Bethlehem ihn etwas angeht, alles angeht, der darf hoffen und der soll gottfroh hoffen, ganz gleich, was auch in seinem früheren Leben geschehen sein mag. Und Jesu Fleischwerdung, Jesu Liebe bis zum Kreuz, wird nicht ohne Folgen für ihn bleiben: Der, dem du gleich zu werden suchst, für den du das Gebot der Liebe heilig hälst, für den du sanftmütig wirst und ganz demütig von Herzen; der, für den du still und nur vor Gott klagend leidest, wird dich machen wie Er ist. Und du wirst Gott besitzen und Gott wird dich besitzen und dich halten in Liebe wie Maria ihr Kind. —

Es kann der Mensch sich nie ganz aussprechen über den Ewigen. Zu groß ist Er und zu herrlich in Seinen Wundern! Wenn es Weihnachten wird, wenn aus jener fernen, heiligen Nacht, da Gott uns geboren, der Glorienton himmlischer Heere unser inneres Hören berührt, dann öffnen sich die Herzen, und hohes, frohes Sinnen wird wach. Und der Mensch beginnt zu reden, zu singen und zu dichten, in tausend Tönen und noch mehr, die Wunder der Menschwerdung bestaunend. Wer zählt sie alle, die weihnachtlichen Dichter und Sänger, die Spieler und Maler und Beter? Jeder lobt dasselbe, und jeder lobt anders — doch alle drängt es, sich zu öffnen. Sich zu öffnen und zu reden und zu singen in allen Schwingungen des menschlichen Herzens: Einfach, in der Sprache der Hirten und Kinder, freudig und warm, oder tief und hoch und leuchtend, wie in der Sprache der Cherubinen. Alle aber singen sie Geist und Weisheit, ewige Worte, verheißend, tröstend, erhebend und beseligend. Und überall ist die Kraft des Allerhöchsten, die über uns kommt, uns überschattend und erfüllend mit dem Wort, das Fleisch geworden unter uns, um Fleisch zu werden in uns.

Still segnend geben wir heute unseren Lesern wieder einmal das uralte und das ewig junge Wort der Weihnacht, wie es aus den Herzen vieler kommt. Stilles Lesen möge anleiten zum Nachsinnen, und Nachsinnen zum Anbeten: Er ist unserer Seele Sehnsucht, Er ist die Liebe unserer Sehnsucht und deren beseligenste Erfüllung. Daß Er unseren Lesern und Freunden komme und gnadenreichste Weihnacht ihnen gebe, daß Er segnend sie begleite durch die Tage des Neuen Jahres 1957, ist der weihnachtliche Wunsch des Schriftleiters und des Marienboten.



Das Licht leuchtet

von Friedich C. Meyer

Vor dem verblassenden Mond zog im beginnenden Morgen bleigraues Gewölk westher über die breitfließende Moskwa und über die riesige Stadt. Feuchtkalt kam der frische Wind, herwehend vor kommendem Schnee. Lukas Nadolny sah durch das halbgeöffnete, kleine Fenster gegen Himmel und dann hinab in den noch dunklen, engen Hof über die Stall- und Schuppendächer hin. Dünne Lichtstreifen kamen von kleinen Fenstern da und dort und verloren sich in der Tiefe des Hofes wie in einem grundlosen, schwarzdrohenden Schacht. „Schnee", dachte er. „Gut, daß ich die festen Stiefel habe." Dann ging er vom Fenster, hockte zwischen dem Ofen und Tisch, darauf ein Kerzenstumpf brannte, und schweigend löffelte er die Grützensuppe, die, wie immer, vom Abend her aufgehoben war für ihn. Die blasse Frau, die eine Decke umgelegt hatte und die Hände über die Ofenplatte hielt, sah ihm schweigend zu. An jedem neuen Morgen wiederholte sich diese stumme Szene.

Über wenig dürftigen Hausrat hin ging flackernd der Kerzenschein, warf zitternd Schatten an die Wände und fand nichts, darin er blinkend, widerspiegelnd ruhen könne, bis das Mägdlein auf dem Bett sich aufrichtete und blanke Kinderaugen plötzlich aufleuchteten: Ich habe geträumt, Mutter. Von dem Kind in der Krippe, weißt du. Tante Iljana muß mir heute wieder davon erzählen." Das Kind nickte lächelnd.

„Was redet das Ding?" Lukas Nadolny sah flüchtig zum Bett hin. Dann wandte er sich der blassen Frau zu, sagte heftig: „Mir scheint, es wird Zeit, der Nachbarin Iljana einmal auf das Mundwerk zu klopfen. Du weißt, ich will nicht, daß man dem Kind solche Dinge erzählt." Geräuschvoll setzte er den Eßnapf auf die Ofenplatte.

Die Frau zog die Decke um die Schultern zusammen. „Was willst du?" fragte sie müde. „Nachbarin Iljana ist eine herzgute Frau, das kannst du nicht leugnen. Immer einmal hat sie für Sascha eine kleine Überraschung. Dazu erzählt sie dem Kind dann mancherlei, und daß sie ihm nun vom Krippenkind erzählt — —? Es ist ja die Zeit."

Lukas Nadolny hatte sich aus der Hockstellung aufgerichtet. „Welche Zeit?" fragte er unwillig. „Plapperst du auch schon, wie die Alte? Was soll uns Weihnachten, ein hilfloses Kind in einer Krippe? Wir, denke ich, haben anderes, die endliche Auferstehung der Massen, die Weltrevolution — —"

Plötzlich brach Lukas Nadolny ab. Fühlte er, daß es sinnlos war, die immer wiederkehrende Phrase unter den müden Blicken der verhärmten Frau zu vollenden? „Wozu das?" dachte er unsicher. „Sie will davon ja nichts mehr hören. Ach ja, — —" Verdrossen blickte er auf die Weckuhr. „Warum sprichst du nicht weiter, Lukas?" Leise Bitterkeit klang aus der Frage. „Du kennst doch all' die Sprüche so gut: Erlösung, Auferstehung, Beglückung. Haben sie ihre Zauberkraft verloren, glaubst du nicht mehr?"

„Was heißt das?" fragte Lukas Nadolny unwillig zurück. „Ja, ich hatte mir manches anders gedacht, hatte anderes erhofft. Zum Henker, ja. Aber dennoch: weißt du besseres?"

„Ein Stall", sagte die Kleine plötzlich hell vom Bett her. „In einem Stall hat ja auch das Kindlein gewohnt, das alle Menschen so liebt, besonders die Kinder und die Armen. Ein ganz armer Stall ist es gewesen, sagt Tante Iljana, aber über dem Stall hat ein schöner, goldener Stern gestanden."

„Ein goldener Stern?" spottete Nadolny. „Ein Irrlicht, das heute noch durch die Welt geistert."

„Warum hast du mir nie von der Krippe und von dem lieben Kindlein erzählt, Mutter? Wußtest du nicht — —"

„Doch, mein Kind", lächelte die Frau leise, „aber ich sah den Stern über dem Krippenhaus nicht, lange Zeit sah ich ihn nicht."

„Und jetzt siehst du ihn wieder?"

„Ja, Sascha, ich sehe den Stern; ein bißchen undeutlich noch, weißt du, aber ich sehe ihn." Lukas Nadolny war in den Mantel geschlüpft. Nun stand er wartend, verlegen, verwirrt von dem Reden der Frau. Seit sie sein Weib war, hatte sie nie so überzeugt gesprochen. Jetzt faßte sie seine Hand, sagte ruhig, bittend: „Ich wollte dich nicht kränken, Lukas. Aber als Sascha von der Krippe sprach und von dem Himmelskind, da kam heiß das Erinnern, und da wußte ich's wieder einmal deutlich, wie arm, wie elendarm wir sind." Dann, als sie die tiefe Furche in seiner Stirn sich bilden sah, sagte sie, über den Hausrat hinweisend, hastig: „Nicht um das, nein, nicht um das, Lukas. Das andere, bitterere und schrecklichere Armsein meine ich, das Armsein in uns selbst, in unserer Seele." Lukas Nadolny sah die ersten großen Flocken gegen das kleine Fenster treiben und er freute sich leise seiner festen Stiefeln. Daß ein anderes noch in ihm angerührt, angeschlagen war, sollte nicht gelten. Aber er streichelte freundlich doch die Wange der Frau. „Es gibt die Löhnung heute. Ich bringe Brot am Abend mit und vielleicht noch einiges dazu." Hell blickte die Frau auf; wie lange hatte er so nicht mehr gesprochen. „Es ist um Sascha", nickte sie. „Weißt du, daß heute Vorweihnachtstag ist?"

„Ich weiß", nickte Lukas Nadolny. „Na ja —" Er nickte der Frau, dem winkenden Kind zu. Dann war er schon auf der schmalen, knarrenden Stiege.

Nichts, das anders war als sonst in dieser Frühstunde, und doch ging Lukas Nadolny anders seinen Weg unter den sacht niederwirbelnden Flocken hin. Er hatte die guten Stiefel an und es gab die Löhnung am Nachmittag. Dann war da die eigenartige Unterhaltung mit der Frau, das helle Gefrage des Kindes um die Krippe und den weihnachtlichen Stern und auch aus eigenem, zagscheuen Zurückerinnern tauchte manches empor. Unvergessene Bilder, unverlorene Klänge. Und jetzt? Er atmete tief auf, dachte an das Wort der Frau, dem er keine Antwort gewußt: „— wie elend-arm wir sind!" Er wußte gut, wie dieses Armsein verstanden sein sollte, dieses Armsein, dem auch mit noch so klingenden Worten nicht beizukommen war. So hatten sie sich, die Frau und er, in das Schweigen geflüchtet. Nicht rühren an verfängliche Dinge. Zudem: hatten die Wände nicht überall Ohren?



Als die Hirten in der Stille
bargen sich bei ihrer Herde,
kam der Engel auf die Erde,
lobend voll der Gnadenfülle.
Herrlich ist des Amtes Würde
weckte er aus reichem Schlafe
müde Männer, stumme Schafe
und erleuchtete die Hürde.
Denn in dieser hohen Stunde,
in der Nacht geheimsten Fluren,
segnete die Kreaturen
Gottes wundersame Kunde.
Alles Dasein durfte schauen
durch des Himmels goldne Pforte,
hören auf die schönsten Worte
und auf ihre Wahrheit bauen.
Könige in treuem Bunde
eilten zu der frommen Sippe,
blickten in des Heilands Krippe
und aus seinem holden Munde
flog ein süßes, frohes Lächeln,
als er unter vielen Gaben,
die erfreuen und erlaben
wie der Mutter zartes Lächeln,
sah ein Lämmlein, weiß und heiter,
das dem Hüterarm entschlüpfte,
blökend zu der Krippe hüpfte
und sich drängte an die Scheiter.
Und es rührt von diesen Tagen,
daß die Lämmer ganz von allen
Tieren fanden sein Gefallen
und zu seinen Füßen lagen.
Bis zum Gotteslamm erfunden
er das höchste Opfer brachte,
als sein Vater bei ihm wachte
und der Tod ward überwunden.

An unerleuchteten, stumpfen Schaufenstern vorbei. Nichts, das auch nur äußerlich das hohe Fest andeutete. Lukas Nadolny seufzte.

Den ganzen dämmernden Tag über waren die sanften Flockensterne gefallen. Die Frau hatte den Raum gesäubert und eine Decke auf den Tisch gebreitet. So kam Lukas Nadolny, bepackt, lächelnd am Abend. „Wir wollen nun Weihnachten feiern!"

Der Ofen hatte gute Wärme und das Wasser für den Tee sang hell. Brot duftete und Sascha's blanke Zähnchen mahlten. Röte stieg langsam in die Wangen der Frau und warmer Glanz in die Augen. Was war mit Lukas geschehen? Sie sah ihn Schnüre von geheim-verhüllten Dingen lösen, hörte sein ungewohnt-feundliches Reden und sie segnete, Freude im Herzen, diesen besonderen Tag. Lange liefen ruhig und friedvoll die Gespräche, dahinein Sascha's Plaudern wie eine hohe Glocke tönte. Dann löschte Nadolny das Licht der beiden Kerzen und es war still. Nur Knistern noch unter Nadolnys Händen und des wartenden Kindes wehender Atem.

Arm, wie im Stall dereinst.

klein und kunstlos war die Krippe mit dem Kind auf dem Stroh, die dann auf dem Tisch stand. Zwei Tannenzweige waren darüber befestigt, daran winzige Kerzlein brannten. Aber die Blicke der Frau waren verdunkelt von aufquellenden Tränen, und nichts anderes fand sie als Ausdruck ihres Dankes dem Manne, als daß sie ihm beide Hände entgegenstreckte. „Wenn es dich und Sascha nur freut", sagte Nadolny gerührt und verlegen.

Das Kind? Kein Wort fand es zunächst. Über den gefalteten Händchen waren strahlende Augen auf die liebliche Schau gerichtet wie in Himmesseligkeit hinein.

Eine Zeit saßen sie schweigend. Dann holte Nadolny eine Mundharmonika vor. „Sie ist aus der Heimat, eine Hohner", sagte er gedämpft. „Wir wollen doch die alten Lieder singen. Du kennst doch das Lied, das mir immer besonders gefallen hat: Menschen, die ihr war't verloren!"

„Ja, Lukas, wir wollen singen, dieses dein Lied. Und ich danke dir für alles, Lukas."

So feierten sie, wie sie es verstanden, die Stunde, und am Beginn der Heiligen Nacht wollte in einem armen Futterboden über einem Stall ein Ahnen jenes Friedens kommen, den die lichten Boten Gottes über der nächtlichen Weideflur den Gutgewillten in aller Welt verheißen. Sie sahen ein Licht — das war weit noch in Fernen —, den Stern des Kindes über dem Hirtenhaus. Wegverwandert lange Zeit, sahen sie es ferne nun aufglänzen, friedvoll, tröstlich und verheißend über ihrer Nöte Dunkelheit.

Und das Licht leuchtete —.

Die Freude der Heiligen Nacht

von Joseph Kühnel

G o t t, der uns das Weihnachtsfest schenkte, daß es als frohe, heilige Stimmung in unserem Herzen lebt, hat auch schöne Menschenstimmen geschaffen, die das Engelslied nachahmend wiedergeben. Auch Instrumente ließ Er uns finden, die geistigen Erlebnissen, von den zarten bis zu den gewaltigen, Ausdruck zu geben vermögen.

Doch der allerschönste Ton aus der unschuldigsten, frömmsten, froheſten Seele erreicht es noch lange nicht, wie das Gloria klingen müßte und wie es unter dem Himmelsdom auf Bethlehems Feldern geklungen hat. Es hat zwar niemand außer den Hirten die Engel gehört. Wir hören sie aber mit unserem inneren Ohr und hören heraus, wie weltlich wir unsere Lieder singen und wie unsere Instrumente seelenarm klingen.

Wenn die Sonne am Weihnachtstage noch so goldig freundlich leuchtet, uns die Liebe des himmlischen Vaters zu versinnbilden und unsere Seele zur Freude zu wecken, und wenn sich die Erde noch so rein und strahlend weiß kleidet, der Sonne Licht bleibt irdisch, äußerlich, und des Schnees Reinheit ist bleich im Vergleich zu dem Weihnachtsstern, der über der Geburtsstätte des göttlichen Kindes stand, der in die Seelen der Weisen große Freude und große Kraft leuchtete und auch in unsere Seelen immer noch leuchtet, wenn wir ihn auch mit unserem körperlichen Auge niemals sehen, sondern nur mit dem inneren. Ja, leuchtet dem gläubigen Herzen nicht sogar das Flämmchen auf unserem Weihnachtsbaum gottinniger als die Sonne?

Wenn unsere Kirchenglocken einen großen Sieg verkünden, und wenn sie läuten werden, um auszurufen, daß sich die Völker wieder versöhnen: so sehr wir ihnen für die frohe Kunde danken werden, ihr Geläute dringt nicht in jene Seelentiefen, die das Weihnachtsglöcklein findet.

Weihnachtsfriede, das ist nicht jener Friede, den Fürsten schließen und brechen. Man müßte für ihn ein anderes Wort finden, um ihn von jenem zu unterscheiden. Der Himmel müßte einen Namen für ihn prägen oder uns den sagen, mit dem er ihn nennt. Weihnachtsfriede, das ist der Friede Gottes, jene Seelenstimmung, auf die das äußere Schicksal keinen Einfluß hat, die Gott den Menschen guten Willens gibt — auch zur Kriegszeit, auch vor dem Feinde draußen, auch auf dem Sterbelager, und die Gott den Sündern entzieht, ob sie auch in äußerer Sicherheit leben und weit hinter der Front.

Weihnachtsfrieden wirkt das Zeugnis des guten Gewissens, den nimmt uns das Mißfallen Gottes. Keine andere Macht kann ihn geben und nehmen. Er würde dir mit dem höchsten Orden nicht verliehen, und er braucht dir mit der Gesundheit, mit der Freiheit nicht entzogen werden. Die unter Kronen gehen, haben ihn nicht immer, und mancher Gestürzte nahm ihn mit in die Verbannung. Du hast ihn nach einer Stunde schwerer

Versuchung, die du treu bestanden. Du hast ihn, wenn dein Blick den Blick des Kindleins in der Krippe besteht, daß du ihm nicht auszuweichen, deine Seele nicht zu verbergen brauchst.

Die sinnreiche Sitte vom lichterhellten Weihnachtsbaum und vom Gabentisch, trägt die Weihnachtsstimmung aus dem Gotteshause auch in unsere Wohnung, wo die erhabene Größe zur freundlichen Stimmung, die Majestät zur lieblichen Weihe wird. Doch Christbaum und Gabentisch sind nur eine Folge des Festes, eine schöne Resonanz; aber sie machen das Fest selber nicht aus. Als Begründung der Weihnachtsfreude genügen sie nicht. Diese Begründung wäre auch nicht lauter; ja, sie könnte und sie mag auch oftmals Weihnacht fälschen. Sie könnte auch fehlen, und Weihnacht bliebe Weihnacht, ungeschwächt. Es kann und mag manchen geben, der am Heiligen Abend keines Christbaumes und keines Geschenkes bedarf. Er hat oder läßt es dunkel in seinem Stübchen und feiert Weihnachten innerlich. Das Evangelium leuchtet ihm auch ohne Kerzen, ja vielleicht heller. Religiöse Feste gewinnen nichts durch Zutat oder sollten doch nichts gewinnen.

Weihnacht heißt: Gott hat die Menschen nicht vergessen. Sie haben einen großen Platz in Seinem Gottesherzen. Die wahre Weihnachtsfreude kommt uns aus dem Licht, das aus dem geöffneten Himmel strahlt, und klingt uns aus der frohen Botschaft: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn dahingab, daß alle, die an Ihn glauben, das ewige Leben haben.

Weihnachtslied

Es ist gescheh'n an einem Wintertag,
in dunkler Nacht zur zwölften Stunde.
Die kleine Herde mit den Hirten lag
beim Feuer schlafend in der Runde.
Da klang aus dem Himmel die frohe Weis':
Kyrie eleis!
Doch ich und du waren nicht dabei,
als Engelstimmen das Gloria sangen.
Geschäfte und Liebedienerei
und Nichtigkeiten hielten uns gefangen,
vielleicht auch die Angst um Trank und Speis':
Kyrie eleis!
Die Hirten hatten die Hände voll
armseliger Geschenke.
Sie flehten zum Christkind vertrauensvoll:
Ach, wollest an uns denken,
wenn du wirst sein im Paradeis:
Kyrie eleis!
Doch ich und du müssen hinterher gehn
mit Tausenden — und alle hoffen.
Wir werden lange in der Reihe stehn,
aber die Tür zum Stalle ist noch offen.
Wir lernen vielleicht doch einmal die Weis':
Kyrie eleis!

Aus dem Niederländischen

Erscheinung des Herrn

Über Morgenland und Abendland
Über allem Land ist der Stern entbrannt,
Und schlafen die einen, so kommen die andern,
Stehn auf bei Nacht und gehn und wandern
Und heben ihr sehnend Angesicht
Aus dem Staube in Dein Sternenlicht
Und glauben und trauen und gehn und gehn,
Bis sie vor Deiner Krippe stehn.
Herr, laß uns achten im Wachen und Träumen
Auf Deinen Ruf, laß uns nicht säumen,
Den Weg, den Du weisest, getreu zu beschreiten
Durch Nächte und Nebel und Einsamkeiten —
Wenn Du uns führst im Gnadenschein,
Wird jeder Weg gesegnet sein,
Und endlich leite uns Dein Stern
Wie jene Weisen zu unserm Herrn.

Otto Gillen

Kardinaele der Kirche

"CHRISTUS – MEIN LICHT"

Norman Thomas Kardinal Gilroy — Erzbischof von Sydney

von Dr. Wilhelm Sandfuchs

Bei der englischen Landungsflotte, die im Frühjahr 1915 im Kampf vor der türkischen Halbinsel Gallipoli lag, befand sich auch der zwanzigjährige australische Freiwillige Norman Thomas Gilroy. Der junge Telegraphenangestellte bei der Postverwaltung Australiens konnte seine Berufskenntnisse auf einem der Truppentransporter gut verwerten. In den wochenlangen, harten Kämpfen vor Gallipoli bewährte er sich im Fronteinsatz. Nach den australischen Gesetzen werden die Einheiten außerhalb des eigenen Dominions nur verhältnismäßig kurze Zeit eingesetzt. So kam auch der Freiwillige Norman Thomas Gilroy 1916 wieder nach Australien zurück. Er wurde aus dem Heeresdienst entlassen und konnte wieder als Zivilist seinem Dienst bei der heimatlichen Telegraphenverwaltung nachgehen.

Nur kurze Zeit allerdings saß Gilroy wieder an den Schalttafeln und Telegraphenapparaten. Der 21jährige Postangestellte hatte ein anderes Lebensziel entdeckt, dem er nunmehr zusteuern wollte. Er vertraute seine Absichten dem Bischof von Lismore, Monsignore John Caroll, an. Ihn bat er um seine Hilfe, daß er den bisherigen Beruf verlassen und sich auf das Priestertum vorbereiten könne. Bischof Caroll bahnte gerne dem Heimkehrer den neuen Weg. Im St. Columban-College in Springwood verschaffte er Gilroy eine Studienmöglichkeit. Hier begann er, zwei Jahre hindurch, seine Vorbereitung. Dann, 1919, fuhr er wieder über die Meere. Dieses Mal nicht als Soldat und nicht um zu kämpfen, sondern um nach dem Willen des Bischofs seine Ausbildung am Propaganda-Kolleg in Rom fortzusetzen. Am Vigiltag des Weihnachtsfestes 1923 hatte er sein Ziel erreicht. Dort empfing der einstige Bordfunker in der Ewigen Stadt die Priesterweihe. Einige Monate später schloß er seine wissenschaftlichen Studien mit der Promotion zum Doktor der Theologie ab.

Der Vatikan ist in Australien, dem jüngsten der fünf Kontinente, durch einen Apostolischen Delegaten vertreten, der seinen Sitz in Sydney hat. Er trägt den Titel Päpstlicher Delegat für Australien, Neuseeland und Ozeanien. Monsignore Bartolomeo Cattaneo, der damalige Vertreter des Heiligen Stuhls, erbat sich den jungen australischen Priester Norman Gilroy als Sekretär. So trat dieser nach der Rückkehr aus Rom nicht in den direkten Dienst der Heimatdiözese, sondern versah sechs Jahre hindurch den wichtigen Sekretärsposten bei dieser Verbindungsstelle zwischen den Katholiken des australischen Kontinents und Rom. Wenn es seine dienstlichen Pflichten erlaubten, drängte es den Sekretär des Delegaten vom Schreibtisch auf die Kanzeln und in die Beichtstühle Sydneys, um dort mit dem persönlichen Priesterwort von Mensch zu Mensch den Seelen zu helfen. Dies führte er auch fort, als er nach sechsjähriger Tätigkeit bei der Apostolischen Delegatur 1931 von Bischof John Caroll von Lismore zum Sekretär ernannt und später von ihm mit dem Amt des Kanzlers der Diözese betraut wurde.

Nur drei Jahre konnte Bischof Caroll den eifrigen Geistlichen seiner Diözese erhalten. Ende 1934 erhielt Father Norman Gilroy ein neues, verantwortungsschweres Wirkungsfeld. Er wurde, erst 38jährig, am 10. Dezember 1934 Bischof der südaustralischen Diaspora-Diözese Port Augusta. Monsignore Filippo Bernadini, der heutige Sekretär der Propagandakongregation, konsekrierte ihn am 17. März 1935. „Christus — lux mea" wählte sich der Neugeweihte zum bischöflichen Wahlspruch. Bischof Gilroy verstand es, den knapp 15 000 auf ungewöhnlich weitem Raum verstreut lebenden Katholiken seiner Diözese ein wirklicher Lenker und Vater zu sein. Sein Name erhielt weit über die Bistumsgrenzen hinaus einen Klang. Als Alter und Gesundheitszustand des bereits im vierten Jahrzehnt regierenden Erzbischof Michael Kelly von Sydney die Ernennung eines Koadjutors notwendig machten, fiel deshalb die Wahl auf den seitherigen Bischof von Port Augusta. Am 1. Juli 1937 ernannte ihn Papst Pius XI. zum Koadjutor und zum Titular-Erzbischof von Cipsela. Am 8. März 1940 wurde Monsignore Gilroy nach dem Tode des Oberhirten Erzbischof seiner Heimatstadt. In Sydney, der größten Hafen- und Handelsstadt des australischen Erdteils, war der neue Erzbischof am 22. Januar 1896 als Sohn einer irischen Familie geboren worden. Dort hatte er auch, wie die meisten katholischen Kinder Australiens, seine erste Ausbildung in der Pfarrschule erhalten.

Sydney ist nicht nur dem Alter nach der erste erzbischöfliche Sitz des australischen Common-

wealth. Im Zentrum des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens des Kontinents gelegen, spielt dieses bereits 1843 errichtete Erzbistum auch im kirchlichen Leben der 1¾ Millionen Katholiken des Landes eine bedeutsame Rolle. Die starke, ebenso kluge wie grundsatzfeste Persönlichkeit Erzbischof Norman Gilroys vermochte es, das Ansehen dieses Amtes noch zu steigern. Die Stimme dieses Oberhirten findet auch bei den drei Viertel Nichtkatholiken Australiens Gehör. Seine Stellungnahmen zu den für den australischen Kontinent so lebenswichtigen Fragen etwa der geistigen Abwehr des Kommunismus, der planvollen Lenkung einer verstärkten Einwanderung aus den übervölkerten europäischen Staaten, die Überwindung der Arbeitslosigkeit u.a.m., finden nicht nur im Umkreis der St. Mary-Kathedrale Beachtung, sondern werden bei allen Parteien und Richtungen gehört. Angesichts der militärischen Eroberungen des Kommunismus in Asien ruft der Erzbischof von Sydney eindringlich zum tätigen Leben aus dem christlichen Glauben als der wirksamsten Abwehr gegen die bolschewistische Irrlehre auf. Im Hinblick auf die noch geringen Bevölkerungszahlen des Landes erinnert er vielfach an die Notwendigkeit, fremde Einwanderer aufzunehmen. „Wir müssen", so erläuterte er Vertretern der amerikanischen Presse im Juli 1952 bei einem Besuch in Los Angeles, „unser Land bevölkern oder untergehen. Denn es wird auf die Dauer unmöglich sein, ein Gebiet von der Größe der Vereinigten Staaten mit einer Bevölkerung von acht Millionen zu halten." Daß die Einwanderer in Australien nicht nur wirtschaftlich eine neue Heimat finden, sondern daß sie in christlicher Bruderliebe von den katholischen Gemeinden aufgenommen werden, das ist ein Herzensanliegen des Sydneyer Erzbischofs. Wie sein Vorgänger müht er sich auch um das Wachstum und die Blüte des katholischen Schulwesens, das 80 Prozent aller katholischen Kinder umfaßt. Bei der in Australien herrschenden Trennung von Kirche und Staat bedeutet dies eine gewaltige finanzielle wie geistige Aufgabe.

Professor Ludwig Hertling, Rom, macht in seiner „Kirchengeschichte" dem Katholizismus Australiens den Vorwurf, daß er der übrigen Welt den Rücken kehre. Für den ersten Sprecher der Australischen Hierarchie, den Erzbischof von Sydney, wird dies niemand behaupten können. In vielen Flug- und Seereisen hat er in den letzten Jahren Länder und Erdteile durchquert. Im Februar 1946 wurde Erzbischof Gilroy als erster gebürtigter Australier in das Kardinalskollegium aufgenommen. Mit dem New Yorker Oberhirten, Kardinal Spellman, zählt er zu den vielgereisten Kardinälen. Bei zahlreichen Anlässen wurde er vom Heiligen Vater durch die Beauftragung als Päpstlicher Delegat geehrt. 1946 war er bei den Katholiken Japans zu Gast. 1947 und 1952 weilte er in U.S.A. und Kanada. 1950 berief ihn Papst Pius XII. zum Delegaten beim ersten Plenar-Konzil der indischen Bischöfe. 1952 nahm er am Eucharistischen Weltkongreß zu Barcelona teil. Zu Ende des gleichen Jahres wurde Kardinal Gilroy zum Päpstlichen Delegaten bei den indischen Feiern anläßlich des 400. Todestages des heiligen Franz Xaver bestimmt. Im Januar 1953 waltete er des gleichen Amtes beim National-Konzil der Hierarchie der Philippinen auf Manila. Im April 1953 schließlich durfte er in Sydney als Legat bei den glanzvollen Feiern präsidieren, die man zum 150. Jahrestag des ersten öffentlichen Meßopfers in Australien hielt. Wo immer Kardinal Gilroy auch spricht, überall verkündet er lebendig und überzeugend die Botschaft von Christus, dem Licht der Welt.

Der demütige Christ

. . . glaubt nicht, daß er selber schon ein Engel ist, der keine Fehler mehr an sich hat;

. . . glaubt auch nicht, daß alle seine Mitmenschen Teufel sind, die nur Fehler an sich tragen und keine guten Seiten haben;

. . . erwartet sich von seinen Mitmenschen nicht Dinge und Dienste, die er selbst ihnen zu leisten sich weigert;

. . . erweist seinem Mitmenschen Dienste, die er gerne von ihm erfahren würde, ohne mit Dank und öffentlicher Anerkennung zu rechnen;

. . . ist nicht rechthaberisch und geltungshungrig, sondern liebt das Leben in der Verborgenheit;

. . . sucht in erster Linie Gott zu gefallen und ist zufrieden, wenn Gott um seine Taten weiß und sie anerkennt.

Der Christkindlbauer

Weihnachtsgeschichte aus dem Bayrischen Wald

Die Großmutter sagte zu Maria, der Magd: „Jetzt leb ich schon über fünfzig Jahr auf dem Christkindhof, aber eine so fürchterliche Christnacht denk ich noch nie. Fast sechzig Jahr sind es nun, daß man unser Christkindl einmal in einer Heiligen Nacht nicht hat herauftragen können aus der Pfarrkirche auf unseren Hof. Damals ist bald darauf der selige Vater von meinem Bauern, tröst ihn der liebe Gott, gestorben. Jaja, der alte Glaube hat schon recht: Wann das Christkindl nicht heraufkommen kann zu uns in der Heiligen Nacht, kehrt bald darauf der Tod auf dem Christkindlhof ein. Und heuer geht es mich an, Maria, ich spür es! Mein Leben geht zu Ende! Bin alt genug."

Die Magd, die neben der Großmutter auf der Ofenbank saß, tröstete die Alte: „Das ist ein Aberglauben, Großmutter! So dürft Ihr nicht reden, wir brauchen Euch noch! Und mich tät die Weillang auffressen, wenn Ihr nimmer da wäret. — Aber was tun wir denn nur, daß das Christkindl heraufkann zu uns! Der Bauer hat es schon probiert und der Sepp und der Knecht. Aber ein jeder hat wieder umkehren müssen, so tief sind die Schneewehen und so stark wachelt es. Ja, das ist eine traurige Mettennacht heuer!"

Die Alte deutete auf das Tischlein, das schön hergerichtet war für den Himmelsgast. Es war weiß gedeckt und mit Fichtenzweigen verziert. Auch standen zwei kostbare alte Silberleuchter bereit, darauf zwei Kerzen aufgesteckt waren. Das war seit altersher der Ehrenplatz für das göttliche Kind, wenn es Einkehr gehalten hatte auf dem Christkindlhof.



Dieser Einschichthof steht hoch droben auf Darstein mitten im weiten, weiten Hochwald. Man heißt es hier zum Christkindlbauern. Neben dem Hof stand einst ein reiches Wallfahrtskirchlein, das seinen Anfang einer wunderbaren Begebenheit verdankte. Es war in der Christnacht anno 1647, als ein Trupp verrohter Schweden den Hof überfiel und seine Bewohner aufs schwerste bedrängte. Schon rüsteten sich die Horden, um an dem Bauern den gefürchteten „Schwedentrunk" zu machen, als plötzlich das Christkind, umflossen von blendendem himmlischen Licht, in der Stube erschien und seine Hände schirmend und segnend ausbreitete über die Bedrohten. Alsogleich verließen die Schweden fluchtartig den Hof.

Aus Dankbarkeit für diese wunderbare Rettung und zum Andenken an sie erbaute der Hofbesitzer neben seinem Anwesen eine kleine Kapelle, die dem Christkind geweiht wurde und bald den Rang einer vielbesuchten Wallfahrt einnahm. An Stelle der schlichten Holzkapelle trat hundert Jahre später ein ansehnliches barockes Kirchlein, dem die besten Meister jener kunstfrohen Zeit seine prachtvolle Einrichtung gaben; denn reiche Gaben spendeten jene, die beim Christkindl auf dem Darstein in ihren Nöten wunderbare Hilfe erlangt hatten.

Aber dann kam der Anfang

des vorigen Jahrhunderts, eine kalte und glaubensfeindliche Zeit. Da mußte das Gnadenkirchlein zum größten Schmerz der Hofleute, deren Anwesen nun schon seit langem der „Christkindlhof" benannt worden war, und der umliegenden Bewohner auf Befehl des gestrengen Landrichters abgebrochen werden. Hunderte von redsamen Votivtafeln wurden verbrannt, die kostbare Einrichtung vernichtet oder veräußert. Der Christkindlbauer aber steigerte das Gnadenbild, die geschnitzte Figur des göttlichen Kindes, die reich mit edlem Geschmeide und Perlen behängt war, um dreihundert Gulden ein. Das war im Jahre 1803. Er schenkte es der Pfarrkirche, in der es einen eigenen Altar erhielt und nun erst recht verehrt wurde.

Der Bauer hatte es sich ausbedungen und darüber eine eigene Urkunde anfertigen lassen, daß er das Bildnis alljährlich zur Mettennacht auf seinen Hof verbringen dürfe, damit es zu Weihnacht dort verehrt werden könnte, wo



es einst von den Waldleuten über anderthalb Jahrhunderte so hoch geschätzt worden war. So wurde es nun Jahr für Jahr am Nachmittag des Heiligen Abend feierlich auf den Christkindlhof verbracht, dort in der Stube aufgestellt und von den Hofleuten mit gebührender Andacht verehrt. Das ganze Jahr über freute man sich auf den hohen Besuch . . . . .

Maria, die Magd, hatte sich diese Geschichte, trostreich und traurig zugleich, schon oft erzählen lassen von der Ahne, die mit ganzem Herzen an dem fleißigen und rechtschaffenen Mädchen hing, das nun schon bald sieben Jahre auf dem Hofe diente. Sepp, das einzige Kind des Hofes, liebte Maria. Bauer und Bäuerin wußten von dieser Liebe, wehrten ihr aber nicht, denn die jungen Leute liebten sich in Züchten und Ehren. Dabei hofften aber die Eltern im geheimen, es möchte sich doch noch unter den Töchtern des Landes eine Reiche finden, der Sepp den Vorzug geben würde vor Maria, die nichts besaß als ihr Erspartes. Aber die Großmutter meinte immer wieder, daß Maria die beste Bäuerin für den Christkindlhof wär und ihr braves Wesen höher einzuschätzen sei als viel Geld und ein großer Kammertwagen . . . .

Mit nie erlebter Heftigkeit fuhr der Wintersturm um den Hof und wütete, als zöge das wilde Gejaid durch die Heilige Nacht. Immer höher wuchsen die Schneemauern, die sich um den einsamen Hof legten. Bauer und Bäuerin waren in den Stall gegangen, um dort Weihwasser auszusprengen und dem Vieh geweihte Kräuter auf einer Schnitte Brot zu geben, damit es gefeit würde vor den Unholden dieser Losnacht. Sepp, der Sohn und der Knecht richteten in ihrer Kammer Flinte und Terzerol her, um zur Mitternacht das Christ-



kindl anschießen zu können. Maria legte den mächtigen Mettenbinken in den Kachelofen der Wohnstube, auf daß ja das Herdfeuer nicht erlösche in der Heiligen Nacht. Dann setzte sie sich wieder an die Seite der Großmutter, die den Rosenkranz durch ihre müden Finger gleiten ließ. Immer mächtiger und wilder tobte draußen der Schneesturm.

Die Großmutter legte den Rosenkranz weg und sagte: „Was tun wir nur, daß das Christkindl doch noch heraufkommen kann zu uns? Es wär gar keine richtige Mettennacht, müßten wir sie ohne unser Christkindl feiern. Ist immer so schön gewesen, wenn wir alle vor dem Kindl gekniet sind und recht gebetet und das Hirtenlied gesungen haben. Da hab ich jedesmal gemeint, das göttliche Kind wär selber zu Gast bei uns. — Aber was red ich denn, ich altes Leut! Du weißt es ja selber, Maria! Bist schon lang auf unserm Hof und dienst uns so fleißig und redlich, daß ich mir oft denke, ein besseres Weib könnt ich mir gar nicht wünschen für unseren Sepp wie dich, Maria!"

Maria seufzte und streichelte der Alten die welken Hände: „Daran dürfen wir nicht denken, Großmutter! Arm und reich und

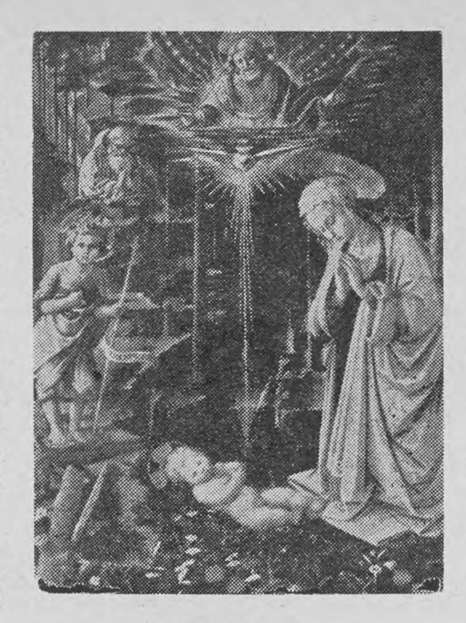
groß und klein, das paßt halt nicht zusammen. Drum ist es wohl am besten, wenn ich mich für Lichtmessen um einen anderen Platz umschaue. Hart ankommen würde mich das freilich, aber es geht nicht anders." Sie senkte das Haupt und seufzte aufs neue. Es war nun ganz still in der geschlechteralten weiten Waldbauernstube mit der dunklen Holzdecke, die auf mächtigen Balken ruhte. Aber draußen war es nicht so still; da wütete und werkte der Waldwinter, als sollte der Hof umgelegt werden.

Maria sinnierte ein wenig. Dann richtete sie sich auf einmal mit aller Kraft auf und sagte: „Am Ende soll ich es wagen, das Christkindl zu holen? Jung bin ich und kräftig, kenn jeden Steig und fürchte Schnee und Sturm nicht. Das Christkindl wird mir schon beistehen!"

Die Alte fuhr erschrocken auf: „Um Himmelswillen, Maria, was fällt denn dir ein? Was den festen Mannsleuten nicht geglückt ist, das willst du probieren! Noch dazu in der stockfinstern Nacht und ganz allein! Würdest stecken bleiben im Schnee und elend zugrunde gehen! — Nein, Dirndl, das wär ein großer Frevel!" Dann dachte die Großmutter ein wenig nach, um hierauf, wie mit sich selber redend, fortzufahren: „Aber schön wärs schon, wenn das Christkind herauf käm zu uns, auch heuer wieder! Dann müßt ich nimmer so ans Sterben denken wie jetzt und könnt ich es vielleicht noch erleben, wie die jungen Leut ein glückliches Paar werden."

Maria sagte: „Betet für mich, Großmutter! In Gottes Namen!" Dann nahm sie Weihwasser, bekreuzte sich und verließ die Stube . . . .

Die Alte erschrak, stand auf, begab sich ans Fenster und horchte



Schwäbisches Weihnachtsliedle

Im Ställchen liegt's Kindle
Und draußen ist Nacht.
Maria wäscht Windle;
Da hab ich gedacht,
Daß ich mich neinschleiche
Und bete beim Kind
Für Arme und Reiche
Und mich und mein Sünd.
Der Ochs tut ein Nickle
Und's Esle schläft lang.
Sankt Josef jagt's Mückle;
Da bin ich nit bang:
Ich hebe mein Näsle
Und küss' schnell den Bub,
Dann spring ich wie's Häsle
Zurück in mein Stub.
Ist's Kind auch ein Knäble,
So ist's doch der Herr;
Und ist's auch kein Schwäble,
So ist es doch mehr
Als all wir in Schwaben
Und Deutschland dazu.
Wie gern möcht ich haben
Bei ihm meine Ruh.

Heinrich H. Roggendorf

---

hinaus in die entfesselte Winternacht. Dann setzte sie sich wieder an den Ofen und nickte ein. Nach einer Weile kamen der Bauer und die Bäuerin, später Sepp und der Knecht. Die Mutter deckte den Tisch und stellte das karge Nachtmahl auf, dürftige Milchsuppe und Kartoffeln. Freilich war der feiste Weihnachter schon vorgestern geschlachtet worden. Aber davon durfte man heute noch nicht essen, war ja doch der „fastende Weihnachtstag", wie hier im Waldland der Heilige Abend heißt.

Die Mutter fragte: „Wo ist denn die Maria?" Sepp ging in den Flur hinaus und rief laut nach der Fehlenden. Aber es kam keine Antwort. Er ging hinauf in die Magdkammer und fand die Gesuchte nicht. Er kehrte wieder in die Stube zurück und sagte: „Sie ist nicht zu finden." „Sie wird schon kommen", meinte der Bauer, „fangen wir an!" Man sprach das Tischgebet und begann zu essen und redete nichts. Es lag eine gedrückte Stimmung über allen. Die Bäuerin fragte immer wieder: „Wo mag sie denn nur sein, die Dirn? Sie ist doch sonst immer so pünktlich." Die Alte schlief noch immer am warmen Ofen. Man wollte sie nicht aus ihrem Schlummer wecken.

Das bescheidene Mahl war eingenommen, der Tisch wieder in Ordnung gebracht. Die Bäuerin spülte das Geschirr, und die Mannsleute blieben stumm am Tisch sitzen, bis der Bauer aufstand: Mir gefällt diese Geschichte nicht mehr. Ich muß suchen nach der Dirn." Nach einer Zeit kam er wieder und berichtete: „Ich hab nachgeschaut in ihrer Kammer. Die festen Schuh sind nicht da und die warmen Kleider auch nicht, auch die Laterne ist nicht da. Wo mag sie denn nur hingegangen sein?"

Die Großmutter, die schon eine Weile aufgewacht war, erschrak: „Herr, steh mir bei! Sie hat es also gewagt! Sie will das

Christkindl holen! Das ist ihr Tod!"

„Ich kann es nicht glauben", beruhigte sich die Bäuerin. „So unvernünftig ist die Maria nicht. Aber wo mag sie nur stecken? — Es mag gut sein, wenn wir jetzt schon den Rosenkranz beten." Man kniete sich auf den Fußboden, indes die Großmutter am Ofen sitzen blieb, und die Bäuerin betete vor. Es war nicht ein fröhliches Beten wie sonst in der Mettennacht, wenn das Christkindlein zugegen war und lächelnd auf seine Beter herniederblickte. Als man mit dem Rosenkranz zu Ende war, nahm die Großmutter ihr abgegriffenes uraltes Gebetbuch, den „Goldenen Himmelsschlüssel". Sie setzte sich unter die Lampe und las mit zitternder Stimme jenen kräftigen Reisesegen, darin der Schutz des hl. Christophorus und des Erzengels Raphael, der einst den Tobias begleitet hat, auf Reisende und Wandernde herabgefleht wird.

Dann saß man still und verzagt am Tisch, aß von dem Kletzenbrot und trank ein wenig von dem Kümmelschnaps, wie es der Brauch dieser Nacht erforderte. Aber man hatte nicht viel Gelüste nach diesen raren Dingen. Der junge Knecht setzte sich neben die Großmutter und redete ihr zu, sie möchte doch wieder einmal die schönen gruseligen Geschichten erzählen, die sich vor langen Zeiten zur Mettennacht im alten Waldland ereignet hatten, damals, als es „noch etwas gab". Aber die Ahne wehrte ab: „Dazu bin ich nicht aufgelegt heut, Girgerl! Tät sich auch nicht schicken jetzt. Laß mich lieber beten, das allein kann noch helfen!"

Die Stunden gingen dahin und es ging der Mitternacht zu. Man hörte heuer nicht von den Christnachtglocken tief drunten im Tal. Der Schnee und der Sturm verschlangen ihre heiligen Klänge; denn das Unwetter hatte sich noch gesteigert.

Sepp erhob sich: „Es geht nicht anders! Ich muß sie suchen." Die Eltern bemühten sich, ihm sein Vorhaben auszureden. Aber der Sohn ließ sich nicht abbringen von seiner Absicht, zumal sich der Knecht anbot, ihn zu begleiten. Wenn man zu zweit wär, würde keinem was fehlen. Sie besprengten sich mit Weihwasser, machten sich fertig und gingen, mit festen Stöcken und Laternen versehen, hinaus in die tobende Nacht. Da ward es nun noch stiller und ernster in der Stube. Die Mutter las in der Goffine, die Großmutter sinnierte und betete, der Bauer rauchte seine Pfeife . . .

Es mochten fast zwei Stunden vergangen sein, als der Hofhund freudig anschlug. Die Haustür ging auf, die Stubentür auch. Und nun kamen sie zu dritt: Sepp führte die halb ohnmächtige Magd, die leichenblaß war und ihre Augen geschlossen hielt. Der Knecht trug jenen Ledersack, in dem das Christkind alljährlich seine Reise in die alte Heimat machte. Man legte Maria auf das Kanapee und gab ihr stärkende Tropfen. Maria war zu schwach, um sprechen zu können. Sepp berichtete, was sie ihm noch hatte mitteilen können. Maria hatte auf dem Weg zum Pfarrdorf die verschneiten Steige gemieden und sich mühsam einen Weg durch die Wälder gebahnt.



Er ist da

B e t h l e h e m, rüste dich!
Eden, öffne dich!
Erde, lege deinen Festschmuck an.
Ihr Himmel, freuet euch.
Jauchzet, ihr Menschen.
E r i s t d a.
In der Krippe das Leben.
In der Höhe der Reiche.
Er ist gekommen,
der Barmherzigkeit Fülle,
zu nehmen die Armut von Adam —
ohne Veränderung,
im Wesen der Gleiche verbleibend.
Bethlehem, komm und bereite,
was not zur Geburt:
die ehrwürdige Krippe,
die Windeln, um Gott darin zu hüllen.
Eingebunden wird das Leben,
des Todes Bande wird es sprengen,
die Sterblichen verbinden der Unsterblichkeit:
C h r i s t u s u n s e r G o t t.

Aus der griechischen Liturgie

Als sie dann endlich ihr Ziel erreicht hatte, übergab ihr der Herr Pfarrer das Christkind, sich stark wundernd über den Mut und die Leistung des Mädchens. Ehe sie ihren Heimweg antrat, reichte er ihr noch eine Stärkung in der warmen Küche des Pfarrhauses. Dann packte sie es tapfer an. Aber bald begannen ihre Kräfte zu schwinden; da setzte sie sich in den Schnee, um ein wenig zu rasten. Sie schlief ein und habe ganz Wunderbares geträumt. Gerade zur rechten Zeit seien sie nun beide, Sepp und der Knecht, zu der Schlafenden und Erschöpften gestoßen. Kaum daß es dann gelang, die fast Leblose durch die Wälder zum Hof heraufzuführen.

Die Großmutter nahm tränenden Auges das Christkindl aus dem Sack, stellte es an seinen Ehrenplatz, brannte die Kerzen an und sagte immer wieder: „Vergelts Gott tausendmal! Es ist wieder ein Wunder geschehen."

Als die Kerzen aufleuchteten, öffnete Maria die Augen, richtete sie beglückt auf das holde Bildnis des Gotteskindes und dann auf alle Anwesenden. Dann schloß sie die Augen wieder. Doch hatte das gesunde Mädchen den Anfall bald überwunden. Es erhob sich langsam, schritt ehrfürchtig an das Tischchen mit dem Himmelskinde, kniete nieder und betete lange geneigten Hauptes und in seliger Versunkenheit. Hinter Maria standen still und ergriffen die übrigen und falteten gleichfalls ihre Hände.

Dann richtete der Bauer Maria auf: „Maria, steh nun auf. Wir können dir nicht genug danken. Du bist ein braves und tapferes Mädchen und hast heut eine große Tat für unseren Hof vollbracht. Dafür sollst du ein Christkindl haben, das dich freut und uns alle."

Er wandte sich an seinen Sohn: „Komm, Sepp, komm!" Er führte ihn zu Maria und legte beider Hände ineinander: „So ihr seit jetzt ein Brautpaar! Werdet glücklich und lebt so, daß unser Christkindl immer wieder gerne heraufkommt auf den Christkindlhof!"

Gott bleibt der Herr der Geschichte

Gedanken zum Neuen Jahr

von Dr. Benedikt Baur, Erzabt von Beuron

Wer das Jahr 1956 mit alldem, was es gebracht, nur vom Menschen her ansieht, vom Bemühen der Politiker und Regierungen, von den Konferenzen und Besprechungen der Staatsmänner, dem ist es nicht möglich, im Ablauf des alten Jahres einen richtigen Sinn zu entdecken. Er wird auch dem Neuen Jahr nur mit Mißtrauen und mit zweifelnden Gedanken und Gefühlen entgegengehen.

Es gibt aber eine höhere Warte. Und nur von dieser aus werden die Dinge, die Menschen, die Vorgänge, die Entwicklung der Welt, das scheinbar Chaotische der Zeit, richtig angeschaut. Dann wird das Ganze und werden im Ganzen die einzelnen Teile sinn- und lichtvoll.

Über dem Kommen und Gehen, über dem dahineilenden Strom der Zeit, über all dem Werden und Vergehen und dem steten Wechsel der Erscheinungen steht der Herr der Zeit: Gott. Sein ist die Zeit. Und alles, was sich in dem langen Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende in ihr bewegt, alles bis in seine letzten Einzelheiten, ist in seiner Hand. Er ist es, von dem auch zuletzt die Gedanken, die Pläne und Absichten der Menschen, von dem ihr Sinnen, Schaffen und Beraten, Tun und Lassen getragen und geleitet wird. Die Geschichte machen zuletzt nicht die Menschen, nicht die Parlamente und Regierungen, nicht die Kriege und die Bomben — zuletzt und zutiefst ist es ein anderer, der Herr der Geschichte, Gott.

Wohl bleiben uns unzählige Rätsel aufgegeben. Auch wo wir die Zeit, die Geschichte, das Leben der Völker und der einzelnen Menschen von der Warte des Gottesglaubens und des Glaubens an die Erlösung der Menschheit durch Christus, den Sohn Gottes her anschauen, stoßen wir immer und immer wieder auf ungelöste Fragen. Wir werden sie im einzelnen nicht beantworten können. Denn „Meine Gedanken, sind nicht eure Gedanken, und euere Wege sind nicht meine Wege. Nein, so hoch der Himmel über der Erde, so hoch sind meine Wege über euren Wegen und meine Gedanken über euren Gedanken."

Aber auch wo wir im einzelnen vor dunklen Rätseln stehen bleiben müssen: Ein Lichtstrahl fällt auf das Ganze und über das Ganze in etwa auf die rätselvollen Einzelheiten und Einzelfragen: unser Glaube an Gottes allumfassende, alles leitende und weise

ordnende Vorsehung. In diesem Glauben erscheint uns die Zeit mit ihren Verwicklungen, mit ihrem Wirrwarr und Durcheinander, trotz allem sinnvoll. Da werden wir stark, ihr mit Ruhe in die Augen zu sehen, stark, dem Neuen Jahr mit Vertrauen und Mut, mit Zuversicht und Hoffnung entgegenzugehen. Wir werden mit den Härten und Kanten des Lebens versöhnt: denn wir wissen mit voller Sicherheit um die Tatsache, zu der wir uns freudig bekennen:

„Der Herr ist König, in Macht hat er sich gehüllt. Er hat den Erdkreis festgemacht, nicht wird er wanken. Sein Thron steht fest von Anbeginn . . ."

Wohl erheben sich feindliche Mächte gegen den Herrn, gegen Gott, gegen Christus und sein Reich, die Kirche; sie sind vom Psalmisten schon mehrere Jahrhunderte vorher im Bild der Urflut, der brausenden Wogen gesehen:

„Doch mächtiger als vieler Wasser Rauschen, gewaltiger als Meeresbrandung, thront machtvoll in Erhabenheit der Herr."

Nein, es ist nicht so, als ob der Daseinsgrund des Menschen das Nichts wäre, dem der Mensch restlos „verfallen" ist, von dem er ständig verfolgt und geängstigt ist, wie es eine Modephilosophie glaubhaft machen will. Zeit und Geschichte sind vielmehr hineingenommen in eine unendlich weise, unendlich wohlmeinende, allvermögende und allumfassende göttliche Liebe. Im Glauben an diese Liebe seines Gottes, der ihn in Christus sogar zu seinem Kinde angenommen hat, findet der Mensch seine volle und tiefste Geborgenheit und Sicherheit.

So gehen wir Christen ins Neue Jahr. Vor dem Auge unseres Geistes steht leuchtend das Wort der Schrift: „Wirf deine Sorge auf den Herrn: denn er trägt Sorge um euch" — nicht so, daß wir nun etwa meinen, im Neuen Jahr werden wir immer alles so haben, wie wir es wünschen, im Neuen Jahr wird es uns immer allweg „gut gehen", das ist so, wie wir es gerne haben. Nein, auch im Neuen Jahr werden wir uns mühen müssen, werden arbeiten, entsagen, ertragen, leiden — aber bei all dem wissen wir uns an der starken und sicheren Hand des Herrn der Zeit und der Geschichte, des Vater-Gottes, der uns sagt:

„Ich denke Gedanken des Heils, nicht des Verderbens" — „Denket vom Herrn gut" — „Gott ist die Liebe."

Der Name Jesus

Es gibt auch heute noch romanische Länder, wo Menschen den Namen Jesu tragen — ob sie sich aber bewußt sind wie dieser Name einen Menschen verpflichtet?

Meißt ist es Gedankenlosigkeit, die den Namen Jesu mißbraucht, doch auch in ihr zeigt sich die Mißachtung Gottes.

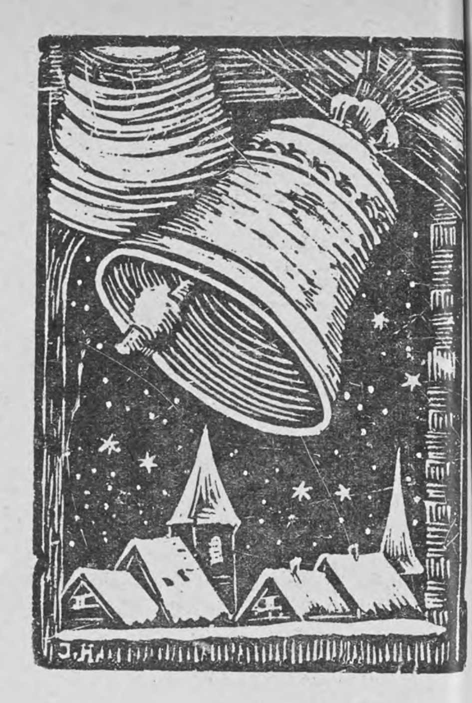
Selbst bei ungläubigen Menschen und solchen die glauben, es zu sein, drängen sich im Augenblick der Gefahr unwillkürlich die Namen Gottes und seines Sohnes auf die Lippen.

Erst wenn der Name Gottes und seines Sohnes über jeder menschlichen Handlung stehen würde, — erst dann sähe die Welt anders aus, als sie jetzt aussieht — erst dann würde das Reich Gottes auf Erden beginnen!

**O liebes Kindlein, bloß und arm,
dich unser aller heut erbarm.
Wir wollen dir auch huld'gen gern,
als unserm rechten Christ und Herrn
Gelobet sei der höchste Gott,
der uns erlöst aus aller Not.
Ihm singen wir mit Innigkeit
Lob, Preis und Dank in Ewigkeit.**

Eine Weihnachtsgeschichte

von Dr. C. Klug



In der armen Krippe von Bethlehem lag das Gotteskind in der heiligen Nacht. Hirten standen ehrfurchtsvoll im Kreis, staunende Männer und verwunderte Knaben. Sie sahen nichts als ein schlummerndes Kind — aber Engel vom Himmel hatten es ihnen verkündet: das war der verheißene Heiland der Welt.

Doch diese Engel sahen unendlich mehr und unendlich Größeres in diesem Kind mit ihren überirdischen Augen, als die Hirten mit ihren menschlichen Augen sehen konnten. Sie sahen den Lichtglanz des Himmels leuchten und spielen um das kleine Haupt des Knaben in der Krippe. Und sie hörten Worte ausgehn von des Kindes Mund, die des Kindleins Lippen nicht sprachen und die ihnen doch deutlich vernehmbar waren. Und sie sahen unsichtbare Winke und Befehle ausgehn von des Gotteskindes Hand, die hinaufreichten bis zu den Sternen, die an den Enden des Firmamentes stehn und die noch kein Menschenauge sah; die hinabgingen bis in der Meere letzte Tiefen, die noch kein Menschenkönnen jemals maß; die Baumwipfel bewegten in fernen Urwäldern, die Menschenherzen schlagen und Menschenherzen stillstehen ließen.

Da traf ein stiller Befehl aus des Gotteskindes Auge die Engel, die um seine Krippe knieten. Es war der Befehl, nun heimzukehren zum Vater in die Herrlichkeit der Himmel. Alle die Engel traf er, bis auf zwei. Und alle fuhren rauschend auf zur Höhe bis auf diese zwei. Die blieben. Tief die Häupter zur Erde geneigt, so blieben sie.

Still lag das Gotteskind, wie schlummernd. Seine Lippen bewegten sich nicht — und doch sprachen sie zu den zwei Engeln einen neuen Befehl. Der eine der beiden Engel aber war der Engel der Liebe, der andere war der Engel der Kraft.

Und das Kindlein in der Krippe sprach mit seinen kleinen, feinen, geschlossenen Lippen: „Der Vater sandte euch zu meinem Dienst, damit ich der Welt das bringe, was eure Namen bedeuten und was ihr beschirmen und behüten sollt. Aber ich will, ohne Dienste zu empfangen, allen dienen. Geht nun, geht! Wandert nun, wandert! Geht und wandert durch die Welt, bis ihr die tiefste Liebe findet und die höchste Kraft, die je die Erde sah . . . Dann kehren wir heim zum Vater!"

Und die beiden Engel neigten sich vor dem Gotteskind, anbetend und grüßend, — und gingen.

☆

Es ging der Engel der Liebe.

Er wanderte durch die ganze Erde, um die tiefste Liebe zu finden, die es auf Erden geben kann.

Er ging in die Städte der Menschen hinein und wandelte unsichtbar durch der Menschenstädte Straßen; unsichtbar trat er hinein in dieser Städte Häuser und stand mitten unter ihren Bewohnern, ohne daß ihn jemand sah.

Er fand überall Streit! Er fand überall die Zwietracht! Er fand überall den Neid! Er fand überall den Haß! Er fand die Feindschaft, die das fremde Leben frißt und das eigene verzehrt!

Und er fand überall die Liebe! Jene Liebe, die wohl blitzendes Schmuckzeug trägt, aber unwert ist, der Reinheit Königsdiadem zu tragen. Er fand die Liebe, die zur Erde taumelt, weil sie sinnenschönheitstrunken, und die nicht hinauf zu den Sternen steigt!

Aber der wandernde Engel fand auch die edle Liebe! Die Liebe fand er, die im Herzen des Vaters und der Mutter geheimnisvolle Fäden spinnt hinüber in des Kindes Seele! Die Liebe fand er, die den Goldreif schmiedet um Herz und Hand von Bräutigam und Braut! Die Liebe fand er, die Gatten und Gattin zu treuen Weggenossen macht in Lebensglück und Lebensnot! Die Liebe fand er, die dem Schüler einen edlen Lehrer unvergeßlich macht ein Leben lang, und die Liebe, die den Freund dem Freunde eint für Leben und Tod!

Aber der Engel war gesandt, die tiefste Liebe zu suchen, die es auf Erden gäbe. Und so ging er und suchte im Tiefen das Tiefere und im Reinen das Reinere. Wo immer er schritt, da blieb ein

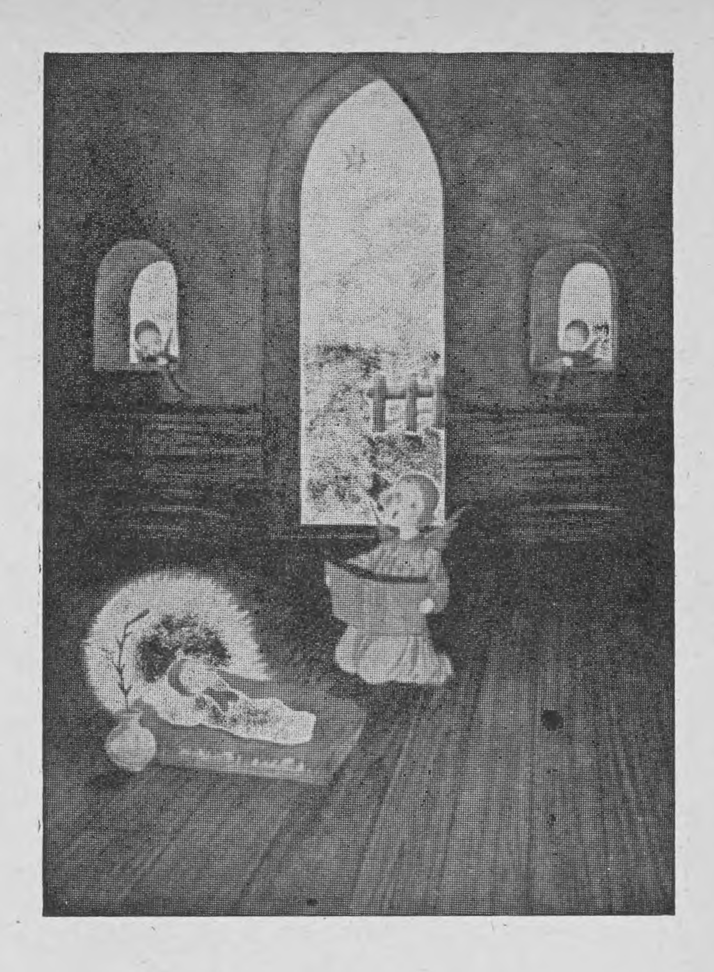
Leuchten liegen am Weg . . . aber er suchte und suchte, bis er das Tiefste fände und heimkehren dürfe zum Vater.

☆

Und es ging auch der Engel der Kraft.

Wie leises Klirren von Erzklang war seiner Sohlen Tritt.

Er stand zu Athen auf der Akropolis, dem Marmorwunderwerk, das Geistes Kraft ersonnen und erbaut. Aber die Zukunft tat sich auf vor seinem Blick. Und er sah, wie die alles zernagende Zeit diese Steine zerbröckeln machen würde . . . wie diese Säulen einmal zerspringen würden, zerschmettert und zerschlagen . . . wie diese Schönheit einmal den Todeskuß empfangen würde von der Vernichtung. Da schritt der Engel weiter, weiter — was vor den Mächten der Zerstörung zerfallen mußte, das konnte nicht die höchste Kraft auf Erden sein!



Und der Engel der Kraft stand auf dem Kapitol zu Rom. Er sah die großen Heerstraßen hinausziehen in alle Länder der Erde von dem goldenen Meilensteine aus, der emporragte auf dem Kapitol — und auf den Heerstraßen hinausziehen die Legionen, die eine Welt sich unterwarfen, eine ganze Welt! Aber da taten die Tiefen der Völkerseelen sich auf vor des Engels durchdringendem Blick! Und er sah in ihnen Kräfte der Freiheit langsam erwachen und mutig und zu allen Opfern bereit aufstehn gegen die Gewalt des Zwanges und der Unterdrückung — nein, die Gewalt siegreicher Schwerter konnte nicht die letzte und höchste Kraft sein, die es auf Erden gab, und nicht einmal die letzte und höchste in Rom!

Weiter schritt der Engel! Er trat hinein in die Philosophenschulen des Plato und des Aristoteles, er mischte sich unter Epikurs Schüler und unter die Anhänger der Stoa und lauschte. Lächelnd lauschte er, wie ein Engel Menschenweisheitsworte hört und leise, fast in heimlicher Wehmut lächelt. Da redeten sie hohe Worte — und das Ende war Zwietracht und Streit. Nein, auch hier konnte sie nicht sein, die höchste Kraft, die es gibt auf Erden! Höchste Kraft muß einen und nicht zersplittern — weiter schritt der Engel!

Er trat hinein in die stillen Gemächer der großen Männer und Helden jener gewaltigen Zeit — der Männer, vor deren übergewaltigem Geist und vor deren sieghaftem Wollen sich der ganze Erdkreis gebeugt. Und er sah sie ringen mit der Welt und ihren großen Gewalten und Kräften und Mächten . . . und sah, wie sie siegten! Er sah sie ringen mit den Mächten im eigenen Ich . . . und sah, wie sie wankten und strauchelten! Er sah sie ringen mit dem Tode . . . und sah wie sie zitterten und bebten und wie der kalte Angstweiß stand auf ihren Stirnen, die so stolz sich einst gehoben unter dem Lobeerkranz und nun zusammensanken in gerungene Hände hinein vor des Todes allbezwingender Majestät! Da stöhnte der Engel auf in tiefem Mitleid mit der Menschengröße armseliger Kleinheit . . . und schritt weiter, die höchste Kraft zu suchen, die vor nichts sich beuge! — —

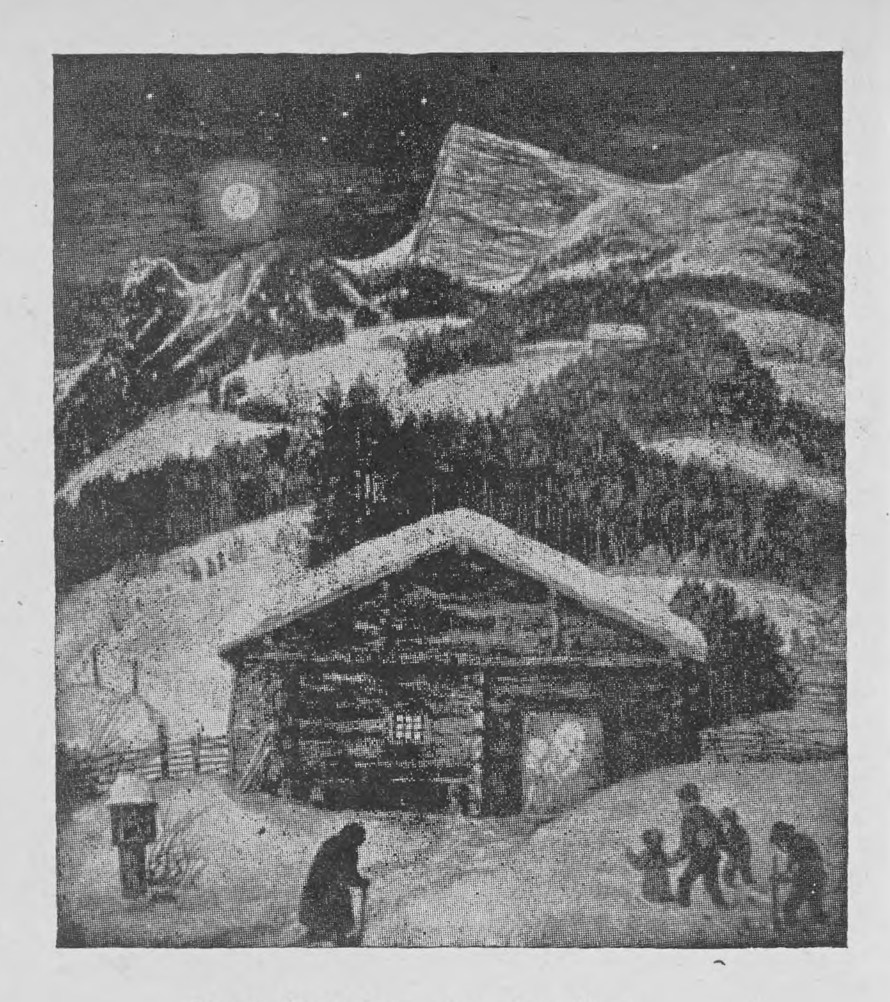
☆

Und es traf sich eines Tages, da schritt der Engel der Liebe, immer noch suchend, seines Wegs.

Und er kam auf einen Hügel bei einer Stadt. Menschen liefen dort zusammen und scharten sich zu Tausenden um einen Gegenstand, der in die Lüfte ragte. Und wie der Engel näher trat, da sah er: es war ein Kreuz, und daran hing ein Sterbender. Hohnrufe, schrilles Lachen gellten zu dem Sterbenden hinauf aus der Menge, die das Kreuz umstand. Von Schauder erfüllt und von Entsetzen wollte der Engel der Liebe sich abwenden von diesem widrigen Schauspiel der Lieblosigkeit und Gemeinheit, womit Menschen einen Sterbenden verhöhnten in seiner letzten Not. Aber da traf ein lauter Ruf vom Kreuze hernieder sein Ohr: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Kein Blitz wendet sich so schnell vom Ost zum West, wie sich in diesem Augenblick der Engel der Liebe wandte zum Kreuze hin. „Vater", so hatte der Sterbende gesprochen . . . aber so wie Er dies Wort sprach, so konnte nur Einer es sprechen! Erbebend schaute der Engel der Liebe hinauf zu dem Sterbenden am Kreuz. Und er sah und sah . . . und sank auf die Knie nieder und schaute . . . und schaute! Den Lichtglanz des Himmels sah er leuchten und spielen um das müde, gequälte Haupt des Sterbenden am Kreuz. Er sah unsichtbare Winke und Befehle ausgehen von dieser durchbohrten angenagelten Hand, die hinaufreichten bis zu den Sternen, die an den Enden des Firmamentes stehn und die noch kein Menschenauge sah; die hinabgingen bis in der Meere letzte Tiefen, die noch kein Menschenkönnen jemals maß; die Baumgipfel bewegten in fernen Urwäldern, die Menschenherzen schlagen und Menschenherzen stillstehn ließen.

Das alles sah der Engel der Liebe, der unweit des Kreuzes



Durch Bethlehem ging eine Magd
und suchte eine Bleibe.
Und so wie es verheißen ihr,
wies man sie ab an jeder Tür
mit ihrem hohen Leibe.
Erst vor dem Tor in einem Stall
fand sie noch eine Stätte.
Und sie gebar ihr Kind im Heu,
und nur ein Ochse stand dabei
und klirrte mit der Kette.
Doch in der Nacht erglomm ein Licht
in fernen Weltentiefen.
Und Hirten kamen mit Bedacht
und brachten Blumen voll der Pracht
und Palmen und Oliven.
Die Herden trieben sie heran,
die Schafe und die Kühe.
Und alle Hirten knieten dann
und beteten das Kindlein an
und sah'n die Magd Marie.

Wilhelm Trunk

kniete. Und der Blick seiner Seele wurde weit und tief, so weit und so tief, daß es ihm vergönnt ward, hineinzuschauen in dieses brechende Heilandsherz und die unsagbare Liebe zu sehen, die in diesem Herzen wohnte! Eine Liebe — so groß, daß es keine Gemeinheit gibt, die sie nicht überwindet, keinen Edelmut, den sie nicht übertrifft, kein Menschenleben, das sie nicht umzuwandeln und zu verklären vermöchte! Eine Liebe, die das Tiefste ist, was Himmel und Erde je an Liebe sahen.

Da wußte der Engel der Liebe, daß seine Sendung beendigt sei auf Erden und daß er nun heimkehren dürfe zum Vater. —

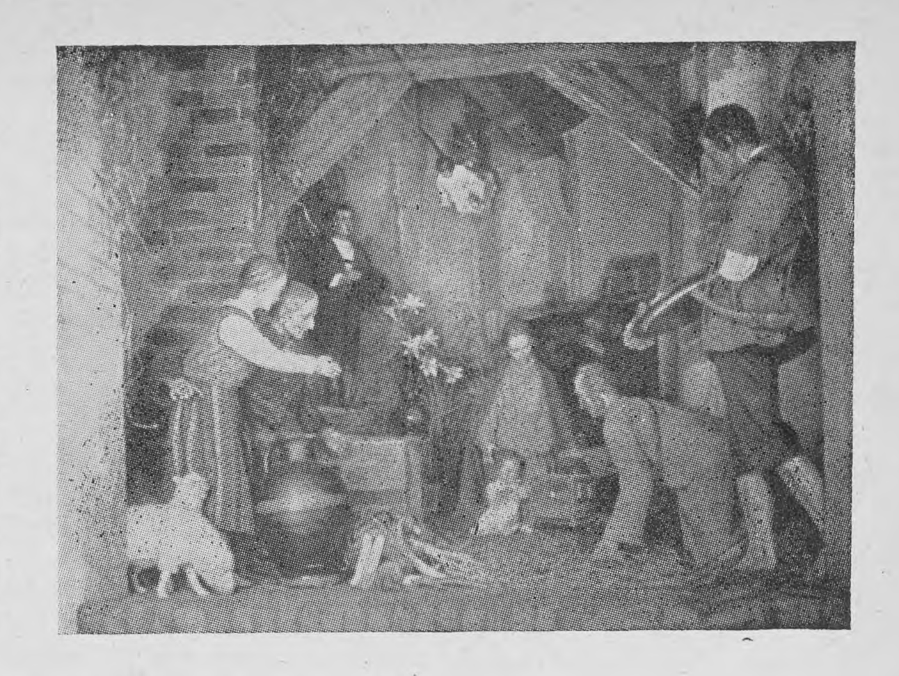
☆

Fast um dieselbe Stunde schritt auch der Engel der Kraft den Berg Golgatha hinauf.

Er sah das Volk zusammenlaufen und hörte es lachen und höhnen und sah die spottende rasende Menge das Kreuz auf Golgatha umstehn. Er wandte den Blick nicht von dem Sterbenden am Kreuz. Viele, viele hatte er schon sterben sehen auf seiner Wanderschaft über die Erde — aber so wie diesen noch keinen, so mutig und so ruhig und so stark! Bewundernd, staunend stand er, der Engel der Kraft. Da sah er plötzlich, wie der Sterbende in unsagbarer Ruhe trotz seiner brennenden Todesqual die Lippen öffnete und sprach: „Es ist vollbracht — Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!"

Da wandte der Engel der Kraft sich jählings um, so wie der Wirbelwind sich eilends wendet, wenn seine Kräfte auf dem endlosen Meere oder in endlosen Steppen sich sammeln und einen Augenblick stillstehen. „Vater", hatte der am Kreuz gesprochen . . . aber so wie Er dies Wort sprach, so konnte nur Einer es sprechen! Erbebend schaute der Engel der Kraft hinauf zu dem Sterbenden am Kreuz. Und er sah und sah . . . und sank auf die Knie nieder und schaute . . . und schaute! Den Lichtglanz des Himmels sah er leuchten und spielen um das müde, gequälte Haupt des Sterbenden am Kreuz. Er sah unsichtbare Winke und Befehle ausgehn von dieser durchbohrten, angenagelten Hand, die hinaufreichten bis zu den Sternen, die am Ende des Firmamentes stehn und die noch kein Menschenauge sah; die hinabgingen bis in der Meere letzte Tiefen, die noch kein Menschenkönnen jemals maß; die Baumwipfel bewegten in fernen Urwäldern, die Menschenherzen schlagen und Menschenherzen stillstehn ließen.

Das alles schaute der Engel der Kraft, der in der Nähe des Kreu-



Vieles
Und auf manigfaltige Weise
Hat Gott einst gesprochen
Durch die Propheten zu unseren Vätern.
Jetzt, in diesen Tagen
Hat er zu uns gesprochen
In Seinem Sohn
Ihn hat er gesetzt zum Erben des All
Durch Ihn hat er auch die Welten geschaffen
Er ist der Glanz Seiner Herrlichkeit
Das Ebenbild Seines Wesens
Er trägt das All durch Sein kraftvolles Wort
Er hat uns auch gereinigt von unseren Sünden
Und sitzt nun zur Rechten der Herrlichkeit
Gottes in der Höhe. Hebr. 1, 1-4.

zes stand. Nur den Engel der Liebe sah er nicht, und der nicht ihn. Die Blicke der beiden Engel wurden allzusehr gefesselt von dem Schauspiel an dem Kreuze auf Golgatha. Aber auch der Blick des Engels der Kraft wurde weit und tief, so weit und tief, daß die Zukunft sich auftat vor seiner Seele. Und er sah hinein in die Jahrhunderte und die Jahrtausende und sah, wie sie kommen und kommen und kommen würden, alle die Geschlechter der Erde, um auf Golgatha das Kreuz zu umklammern und an ihm sich Kraft zu holen, ihr eigenes Kreuz zu tragen, und von dem Sterbenden auf Golgatha zu lernen, ihren eigenen Tod zu sterben und zu sagen: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist" . . . ruhig und mutig und stark! Und der Engel sah, daß vor des Kreuzes Kraft sich beugen müssen alle Knie derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und daß er das Höchste gesehen, was Himmel und Erde kennen an heiliger, unbezwingender Kraft . . . an Kraft, die von keiner aller Zeiten den Todeskuß der Vernichtung empfängt . . . gegen die kein Freiheitsrecht sich aufbäumt, sondern die Menschheit eint zu einem heiligen Gottesreich . . . und die uns das Leben tragen lehrt und den Tod nicht fürchten!

Das alles sah der Engel der Kraft — und nun wußte er, daß seine Sendung beendigt sei auf Erden und daß er heimkehren dürfe zum Vater. —



In dem Augenblick neigte der Herr am Kreuze sein Haupt und starb. Nun standen die beiden Engel vor der Seele Jesu Christi, die von ihrem Leibe geschieden war, und jetzt erkannten sie einander.

Und sie fielen nieder vor der Seele des Herrn und beteten sie an und flehten: „Herr, sende uns noch nicht heim zum Vater! Du wolltest nicht, daß wir dir dienten während deines Lebens auf Erden . . . laß uns dir dienen jetzt, nach deinem herrlichen Tode! Laß uns wieder in die Welt gehen und wandern und zu den Menschen reden von der tiefsten Liebe und von der höchsten Kraft . . . von der Liebe und der Kraft deines Herzens, das dich herniederzog zur Krippe und dich hinaufrief an das Kreuz! Und laß uns die Menschen jene Liebe lehren, die das Leben adelt, und jene Kraft, die den Tod überwindet!"

Und die Seele Jesu sprach zu den beiden Engeln: „Geht und wandert durch die Welt und verkündet ihr die tiefste Liebe und die höchste Kraft, die je die Erde sah . . . und wenn die Zeiten der Menschenwelt vorüber sind, dann kehrt heim zum Vater und zum Sohne und zum Heiligen Geiste!"

Und nun gehen zwei tröstende Engel Gottes durch die Welt, wo immer die frohe Botschaft vom Heiland verkündet wird, der Engel der verklärenden Liebe und der Engel der überwindenden Kraft.

Und wenn die Weihnachtsglocken läuten, da stehen sie auch vor dir, die beiden Engel des Himmels. Der Engel der Kraft will deine Stirne segnen zum Kampf . . . aber der Engel der Liebe will deines Herzens und deiner Seele Tiefen für Gott erschließen. — —

Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gehüllt in einer Krippe liegt. Luk. 2,12.

In Indien hätte es wohl geheißen: „Ihr werdet ein mystisches Licht erblicken, dies sei ein Zeichen!" —

In China: „Ihr werdet ein vollkommenes Moralgesetz finden!" —

In Griechenland: „Ihr werdet ein glänzendes philosophisches System finden!" —

Die frohe Botschaft hieß: „Ihr werdet ein Kind finden!" Die Erwartung der Menschheit und noch vieles mehr ist zusammengekommen in der Person des fleischgewordenen Sohnes Gottes.

Ehre sei Gott allein durch Jesus Christus! Seht, er ist in die Welt gekommen, um durch seinen liebenden Gehorsam Gott zu verherrlichen und ihm so zurückzuerstatten, was ihr Menschen ihm verweigert habt: das Bekenntnis der Tat: „Du allein bist der Herr, Du allein aller Liebe würdig!"

Friede euch allen in dem Blut, das der Liebling des Vaters, unser Erlöser, für euch vergießen wird, um eure Schuld zu tilgen und euch als geliebten Kindern wieder Zutritt zu geben beim Vater.

Walter Mugglin

Aus der Katholischen Welt

Mehr als die Hälfte der Menschen Analphabeten. Auf einer Tagung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen in Köln wurde kürzlich auf die Tatsache hingewiesen, daß auf unserer Erde rund 1,5 Milliarden Menschen — das ist die Hälfte aller Erdbewohner — weder lesen noch schreiben können, und daß 200 Millionen Kinder im schulpflichtigen Alter noch ohne jeden Unterricht sind.

Norwegen — Jesuiten "Gefahr". Die "Schweizer Rundschau" schreibt: Die norwegische Regierung duldet keine Jesuiten in ihrem Lande, gab aber dem Jesuitenpater Dr. Roos, Lector an der Universität Kopenhagen, die Erlaubnis zu einem Vortrag über: "Kierkegaard und der Katholizismus", verbunden mit folgenden Bedingungen: ". . . während des Aufenthaltes in Norwegen Enthaltung jeglicher Propaganda für die jesuitische Lehre, nach dem Vortrag schleuniges Verlassen des Landes, beim jeweiligen Grenzüberschritt Benachrichtigung der Polizei." Pater Roos lehnte dankend ab. Größere Gefahren gibt es wohl keine für Norwegen!

Tschechoslowakei — Wegen hohen Alters freigelassen. Zwei slowakische Bischöfe, die wegen "militärischen Hochverrats und Spionage" zu langen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren, sind, wie von amtlicher Seite bekannt wurde, freigelassen worden. Es handelt sich um den 79jährigen Bischof von Zips, Msgr. Jan Vojtassak, sowie um den 71jährigen Weihbischof von Tyrnau, Msgr. Michael Bulaka, die 1951 zu langjährigen Kerkerstrafen verurteilt worden waren. Die beiden slowakischen Geistlichen sind "wegen ihres hohen Alters" amnestiert worden. Beide Freigelassenen befinden sich zur Zeit in einer Villa der Caritas in der Slowakei.

Japan — 1252 Priester in Japan. 1252 Priester, 228 Welt- und 1024 Ordenspriester, betreuen gegenwärtig in 16 kirchlichen Sprengeln die Katholiken Japans. An der Spitze der Ordensgesellschaften stehen die Franziskaner mit 132 Priestern. Jhnen folgen die Jesuiten mit 110 Priestern, die Auswärtigen Missionen von Paris mit 98 Priestern, Die Styler Missionare mit 73 Priestern, die Salesianer mit 61 Priestern und die Scheutfelder mit 56 Priestern. Unter den 228 Weltpriestern sind 220 Japaner.

Argentinien — Kirchenschändungen in Cordoba. Unbekannte Täter haben in zwei Kirchen von Cordoba, in Argentinien die Tabernakel erbrochen und Kelche mit konsekrierten Hostien geraubt. Man vermutet die Täter in peronistischen Kreisen, da die Begleitumstände der Tat darauf schließen lassen, daß man das Verbrechen allein in der Absicht beging, die Hostien zu schänden. Der Generalvikar von Cordoba hat in der ganzen Diözese Sühnegottesdienste angeordnet, die durch den starken Andrang der empörten Bevölkerung zu Glaubenskundgebungen wurden.

Vatikan — Seligsprechung des Papstes Innozenz XI. In Anwesenheit zahlreicher Pilger aus Deutschland, Österreich und vielen anderen europäischen und außereuropäischen Ländern wurde in der Vatikanischen Basilika die Seligsprechung Papst Innozenz' XI. feierlich proklamiert. An den Feierlichkeiten nahmen die Kardinäle Micara, Pizzardo, Aloisi Masella, Piazza, Constantini, Cicognani, Roncali, Ottoviani und Canali teil. Das festliche Pontifikalamt zelebrierte der Dekan des Heiligen Kollegiums, Eugen Kardinal Tisserant. Von seiner Sommerresidenz aus sprach der Heilige Vater über den Vatikansender das Kirchengebet des neuen Seligen und würdigte anschließend in einer umfangreichen Homilie Leben und Werk des Papstes aus dem 17. Jahrhundert. Die eucharistische Andacht am Abend hielt in Anwesenheit Papst Pius XII. der Bischof von Como, der Heimatstadt des neuen Seligen, Msgr. Felici Bonomini. Im Anschluß daran wurden Pius XII. die traditionellen Geschenke übergeben, ein kostbares Reliquiar und die Lebensbeschreibung des Seligen. Das Reliquiar mit einem Herzpartikel des Seligen wurde von der Diözese Novara gestiftet und vom Bischof von Novara, Msgr. Gremini, überreicht. In Novara war Papst Innozenz XI. von 1650 – 1656 Bischof. Die Gebeine des neuen Seligen, die bisher in den Grotten von Sankt Peter beigesetzt waren, werden jetzt endgültig unter dem Sankt Sebastianus-Altar der Vatikanischen Basilika zur letzten Ruhe bestattet werden. Der in Metall gefaßte Kristallsarkophag ist von der Diözese Como gestiftet worden und trägt die Inschrift: Ecclesia Comensis Filio Ac Protectori Suo.

Deutsche Ehepaare in Papstaudienz. — Papst Pius XII. empfing den zweiten von den katholischen deutschen Verbänden angeregten Pilgerzug von Ehepaaren in Castel Gandolfo in besonderer Audienz. Ein Teil der jungen Ehepaare erschien im Hochzeitsschmuck. Insgesamt nahmen an der Audienz, bei der der Heilige Vater eine kurze Ansprache hielt, 87 jung vermählte Paare, 20 Silberhochzeitspaare und ein goldenes Jubelpaar teil. Abschließend erteilte der Papst den Apostolischen Segen.

Rumänien — Einem sicheren Tod entgegen. An dem Los der politischen Gefangenen in der berüchtigten Strafanstalt von Ajud in Rumänien oder im Zwangsarbeitseinsatz hat sich nach letzten Meldungen nichts geändert. Viele von ihnen arbeiten in den Bleigruben von Bikaz, wo sie einem langsamen, aber sicheren Tode entgegengehen. Unter den Strafgefangenen befinden sich verschiedene katholische Geistliche. Die weiblichen Strafgefangenen, unter ihnen zahlreiche katholische Ordensschwestern, im Gefängnis von Mislea müssen in einer dort errichteten Spinnerei arbeiten. Ihr Zustand ist schlecht, da sie für den Winter keinerlei entsprechende Kleidung besitzen und auch schwer unter der schlechten Ernährung leiden. Aus Bukarest wird weiter gemeldet, daß alle noch im Amt befindlichen katholischen Priester die Texte ihrer Sonntagspredigten bei einer kommunistischen Zensurstelle einreichen müssen, ohne deren Genehmigung die Predigten nicht gehalten werden dürfen. Den Geistlichen wird es zur Pflicht gemacht, in ihre Predigten von der kommunitischen Partei herausgegebene Slogans einzuflechten. Der Religionsunterricht ist in Rumänien auf ein Mindestmaß beschränkt worden. Er darf in den Schulen nur einmal in der Woche, und dies auch nur eine halbe Stunde lang, erteilt werden. Viele katholische Eltern senden daher ihre Kinder Sonntagsnachmittags zum Katechismus in die Pfarrhäuser.

Karema (Tanganyika) — Ältester afrikanischer Missionsarzt gestorben Am 25. April 1956 starb im Alter von mehr als 90 Jahren der älteste afrikanische Missionsarzt Dr. Adrian Atiman aus dem Stamm der Songay am oberen Niger. Als Kind war er von den Tuaregs geraubt und auf den Sklavenmarkt von Timbuktu gebracht worden. Weiße Väter hatten ihn schließlich in Südalgier losgekauft. Der spätere Kardinal Lavigerie erkannte die Begabung des aufgeweckten Jungen und schickte ihn zum Studium der Medizin nach Malta. 1888 kam Dr. Atiman als Missionsarzt und Katechist mit den Weißen Vätern nach Tanganyika. Verschiedene Päpste und Regierungen haben Dr. Atiman mit Orden und Ehren ausgezeichnet, doch der so hoch Geehrte blieb allezeit ein bescheidener und frommer Helfer der Mission. So ist er auch gestorben, nachdem er zuvor den Rosenkranz auf französisch und Reue und Leid auf kiswahelisch gebetet hatte.

Handschriftenfunde am Toten Meer

Im Frühjahr 1947 wurden in einer Höhle etwa zwei Kilometer vom Nordwestufer des Toten Meeres und etwa ein Kilometer nördlich der Ruine Khirbet Qumran zum erstenmal Dokumente entdeckt, denen bald weitere folgten. Das Erstaunen der Gelehrten wuchs immer mehr, als sich auf Grund archäologischer und paläographischer Spuren immer klarer erwies, daß es sich um Handschriften des ersten vorchristlichen und des ersten nachchristlichen Jahrhunderts handelte. Bis dahin war noch kein antiker Text, der auf Leder oder Papyrus geschrieben war, auf dem Boden Palästinas gefunden worden. Das palästinische Klima, so behauptete man, sei zu feucht, um Dokumente zu bewahren, die auf einem so verderblichen Material geschrieben seien. Und jetzt kamen nicht nur einige Bruchstücke, sondern ganze Rollen zu Tage.

Alle diese ersten Dokumente, die in der sogenannten Höhle I von Qumran gefunden wurden, sind jetzt in hervorragenden Ausgaben mit Fotografien und Übertragung der Texte veröffentlicht worden und damit allen Forschern zugänglich.

Es handelt sich dabei

1. um eine Rolle des gesamten Buches Isaias und eine mit einem Kommentar zum Buch Habakuk;
2. um die Regel einer jüdischen Mönchsgemeinschaft;
3. um eine Rolle, die einen großen Teil des Buches Isaias umfaßt, eine andere mit einer Sammlung von Hymnen und eine dritte mit einer Beschreibung des eschatologischen Krieges;
4. um Hunderte von biblischen und außerbiblischen Fragmenten.

Eine letzte Rolle der Höhle I befand sich in so schlechtem Zustand, daß es unmöglich schien, sie auseinanderzunehmen. Trotzdem wurde im vergangenen Februar in Jerusalem bekanntgegeben, es sei gelungen sie zu öffnen. Sie enthält nicht das apogryphe Buch Lamech, wie man ursprünglich glaubte, sondern eine aramäische Version der Genesis mit interessanten, bisher unbekannten Ergänzungen. In Kürze werden die fünf gut lesbaren Abschnitte (Genesis 12–15) veröffentlicht werden. Alle diese Rollen sind jetzt Eigentum des Staates Israel, während sich die übrigen Fragmente der Höhle I von Qumran in Jordanien im Archäologischen Museum von Jerusalem befinden.

Es spricht viel dafür, daß diese Dokumente von Angehörigen der Sekte der Essener aufgezeichnet wurden. Diese Sekte wurde von Plinius, von Philo und vor allem von Josephus Flavius beschrieben. Sie zeichnet sich durch ihre hohe Geistigkeit und durch ihre Verehrung der Heiligen Bücher aus. Das Kloster oder der Mittelpunkt dieser Gemeinschaft wurde in den Ruinen von Khirbet Qumran gefunden, und die Ausgrabungen in den Jahren 1951–1955 brachten einen interessanten Gebäudekomplex zu Tage, der für die Besucher Palästinas bald ein Anziehungspunkt, vielleicht vergleichbar mit Jericho, sein wird. Dieser Bau ist einer der wenigen, die aus der Zeit des Evangeliums stammen; denn er war das Zentrum der Essenergemeinschaft von etwa 100 vor Chr. bis 68 nach Chr., mit Unterbrechung während der Regierungszeit des Herodes (37–4 vor Chr.).

Wer weiß, ob nicht Johannes der Täufer und vielleicht Jesus und die Apostel diese Gebäude gesehen haben, die auf einem Felsvorsprung 90 Meter über dem Toten Meer lagen und deshalb weithin sichtbar waren?

Im Schreibsaal von Khirbet Qumran sind zweifellos nicht wenige der aufgefundenen Manuskripte geschrieben worden. Im Archäologischen Museum von Jerusalem kann man neben einem großen, fünf Meter langen Schreibtisch einige Schreibrohre aus diesem Schreibsaal sehen. Während des ersten Jüdischen Krieges, im Jahre 68 nach Chr., verbargen die Mitglieder der Gemeinschaft beim Anrücken der Zehnten Legion ihre Bibliothek und flohen, ohne jemals zurückzukehren.

Khirbet Qumran hat auch noch eine andere biblische Bedeutung. Es war der strategische Punkt, der weithin das „Salzmeer" (wie das Tote Meer im Alten Testament genannt wurde) beherrschte und wo deshalb die Römer nach dem Jahre 70 eine Militärstation errichteten. Es scheint bereits durch Ozias, den König von Juda (783–742 vor Chr.) befestigt worden zu sein und den Namen „Salzstadt" erhalten zu haben.

Die Entdeckung der Handschriften in der Höhle I von Qumran war schon für sich ein außerordentliches Ereignis. Aber zu dieser und zur Auffindung des Klosters sollte noch eine weitere kommen. Die Beduinen, angeeifert durch eine so unerwartete Geldquelle, machten sich daran, in allen Winkeln

ihrer bergigen und zerklüfteten Gegend, die ihnen vertraut war, zu suchen. Gegen Ende des Sommers 1951 entdeckten sie bei Maraba'at, 15 Kilometer südlich von Qumran, einige Höhlen mit Handschriften aus der Zeit des Zweiten Jüdischen Krieges (132–135 nach Chr.). Darunter befindet sich ein Dokument, das allem Anschein nach ein eigenhändiger Brief des berühmten Anführers dieser Erhebung, Simon Ben Koseba, ist, den seine Anhänger als Messias betrachteten und den sie deshalb „Simon Ben Koseba" (Sohn des Sternes) nannten.

Aber noch erfolgreicher war das Jahr 1952. Im Februar fanden die Beduinen in der Nähe der Höhle I die sogenannte Höhle II und darin eine Anzahl von Handschriftfragmenten. Aus diesem Grunde wurde sofort im März eine archäologische Expedition dahin entsandt, um das ganze steile und felsige Gelände, das sich nördlich und südlich von Qumran ausdehnt, auf einer Strecke von acht Kilometern zu untersuchen. Entdeckt wurde die Höhle III, aus der man eine große Inschrift zu Tage brachte, die in riesigen Buchstaben des ersten vorchristlichen Jahrhunderts geschrieben war. Sie war in eine zwei Meter lange und 30 Zentimeter breite Bronzefolie eingeritzt. Im Augenblick der Flucht war diese Folie in zwei Teile zerrissen und zusammengerollt worden. Da die zwei Rollen völlig oxydiert waren, konnten sie nicht geöffnet werden, und es blieb nichts anderes übrig, als sie Stück für Stück auseinanderzuschneiden. Diese Methode, die im technischen Kolleg in Manchester angewandt wurde, führte zum Erfolg, wie im vergangenen Februar gemeldet wurde. Um keinen Buchstaben zu zerstören, wurden die Schnitte mit einer nur 0,0042 mm starken Kreissäge vorgenommen, die gewöhnlich dazu verwandt wird, die Punkte von Stahlfedern zu teilen. Die 32 gewonnenen Teile wurden mit dem Fotografien nach Jordanien zurückgeschickt, und wir werden wohl bald ihr 2000jähriges Geheimnis erfahren.

Noch mehr vom Glück begünstigt als die Archäologen waren von neuem die Beduinen. Sie entdeckten nacheinander im Juli 1952 das Versteck von Khirbet Mird, etwa neun Kilometer südwestlich von Qumran, mit Handschriften des 5. bis 8. Jahrhunderts nach Chr., dann eine bisher unbekannte Höhle, die Handschriften der Jahre 132–135 nach Chr. enthielt, und schließlich im September die Höhlen IV undVI von Qumran mit Handschriften des ersten vor- und des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Den Archäologen hingegen gelang es, ebenfalls im September 1952, die Höhle V und im Frühjahr 1955, während der vierten Ausgrabung bei Khirbet Qumran die Höhlen VII –X zu entdecken, die allerdings völlig eingestürzt waren.

Die Höhlen II–III und V–X lieferten eine verhältnismäßig bescheidene Anzahl von Dokumenten, aber die Höhle IV war außerordentlich reich, wurden dort doch Zehntausende von Fragmenten gefunden. Obwohl sie nur in kurzer Entfernung von den Ausgrabungsstellen liegt, wurde sie durch die Forscher nicht entdeckt, weil sie sich an einer völlig unwahrscheinlichen Stelle befand. Wir wissen jetzt, daß sie eine vollständige Bibliothek enthielt; denn bis jetzt wurden Teile von etwa 330 Handschriften festgestellt. So wertvoll die Rollen der Höhle I sind, die Fragmente der Höhle IV sind wertvoller und interessanter. Einen großen Teil hatten die Beduinen geplündert, aber die Archäologen kamen rechtzeitig, um den in der Höhle zurückgebliebenen Teil zu finden. Er genügte, um mit Sicherheit festzustellen, was im Besitz der Beduinen war. Die Archäologen mußten diese Fragmente den Beduinen abkaufen.

Es ist klar, daß es notwendig war, diese unschätzbaren Fragmente möglichst bald zu erwerben, um zu vermeiden, daß sie heimlich an Ausländer verkauft und so in alle Winde zerstreut wurden. Begreiflicherweise erforderte der Erwerb einer solch ungeheueren Menge von Dokumenten viel Geschick, Zeit und Geld. Die Regierung von Jordanien erwarb die Hälfte und erteilte ausländischen wissenschaftlichen Instituten die notwendige Erlaubnis, die übrigen Handschriften zu erwerben, mit der Zusage, die Ausfuhr zu genehmigen, sobald sie in Jerusalem untersucht seien.

II.

Bereits 1952, drei Monate nach der Entdeckung der Höhle IV setzte sich der Heilige Stuhl durch Vermittlung der Vatikanischen Biliothek mit den Entdeckern in Verbindung und erwarb einen Teil der Handschriften. Als Papst Pius XII. im Oktober 1955 durch Monsignore Silvio Oddi, den Apostolischen Legaten in Palästina, unterrichtet wurde, daß sich noch viele Handschriften in Händen der Beduinen befänden und dadurch die endgültige Veröffentlich verhindert werde, ordnete er großzügig den Erwerb eines bedeutenden Teils der Handschriften der Höhle IV an. Sie sind damit Eigentum des Heiligen Stuhls geworden und werden in die Vatikanische Bibliothek eingereiht werden, nachdem sie in Jerusalem gereinigt, geordnet und studiert worden sind.

Es war selbstverständlich im Interesse der Wissenschaft notwendig, zunächst alle Fragmente beisammen zu haben, um sie für die Veröffentlichung zu ordnen und zu gruppieren. Zum Unterschied von so vielen anderen Dokumenten, die anderswo im Orient gefunden wurden und lange Zeit in den Kellern der Museen lagen und noch liegen, gingen Pater R. de Vaux O.P. und Professor G. L. Harding, die diese Arbeiten leiteten, mit lobenswertem Eifer an die übertragene Aufgabe, damit die Handschriften ohne Verzögerung veröffentlicht werden können. Sie bildeten eine internationale Kommission von Wissenschaftlern, die sich ans Präparieren der Fragmente machten. Die Fragmente der Höhle IV wurden Monsignore P. W. Shekan von der katholischen Universität Washington, den Patres J. T. Milik und J. Starcky in Paris, den Professoren F. M. Groß in Chicago, J. Strugnell in Oxford, J. M. Allegro in Manchester und C. H. Hunzinger in Göttingen anvertraut.

Bevor man daran gehen kann, die Dokumente zu deuten, ihre Geheimnisse zu entschleiern und die Möglichkeiten zu erkennen, was sie über die religiöse Geschichte jener Zeit aussagen, ist eine mühsame Kleinarbeit notwendig. Mit unendlicher Geduld und mit technischem Können müssen die gefalteten, verklebten, gerollten und brüchigen Blätter auseinander genommen werden, die teilweise eine unförmige Masse bilden. Sie müssen von Erde und kalkiger Verkrustung gereinigt werden. Einmal auseinandergenommen und gereinigt, werden sie unter Glas auf lange Tische gelegt. Dann beginnt die Arbeit des Gruppierens. Die Schrift wird entziffert, entweder unmittelbar oder durch Infrarotfotografie; dann müssen Inhalt, Farbe und Material verglichen werden; die Zusammenhänge, der Schriftcharakter, die Sprache müssen mit den Zehntausenden von übrigen Fragmenten verglichen werden, um zu finden, welche Fragmente zum gleichen Blatt oder zur gleichen Rolle gehören. Und so fügt sich nach und nach Stück an Stück, Seite an Seite.

Bis vor wenigen Monaten war diese Arbeit behindert, weil man wußte, daß sich viele Fragmente noch in Händen der Beduinen befinden. Aber seitdem praktisch alle Dokumente, vor allem dank der Großzügigkeit und des Interesses des Heiligen Vaters zusammengebracht waren, konnte die Arbeit mit neuem Impuls weitergeführt werden. Während man zum Beispiel von einer Handschrift des Buches Samuel vor der letzten Erwerbung lediglich zwei Kolumnen hatte, besitzt man jetzt Teile von weiteren 40 Kolumnen. Die Ergebnisse der Arbeiten sind schon jetzt vielversprechend. Aber das Material ist so umfangreich, daß die Veröffentlichung Jahre intensiver Arbeit beansprucht und sechs bis sieben weitere Bände zu den Veröffentlichungen der Funde in Höhle I füllen wird.

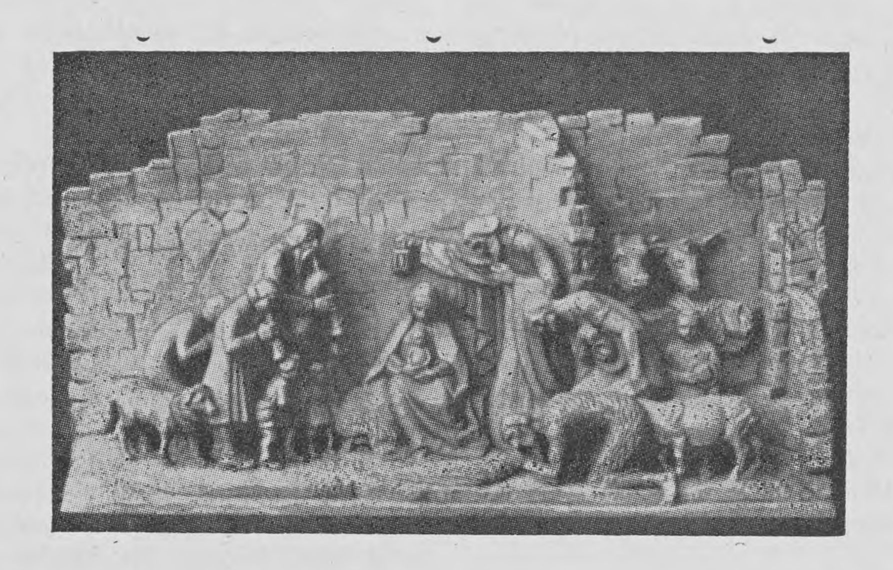
Nur andeutungsweise kann hier über den Inhalt der Fragmente berichtet werden. Vor allem interessieren die biblischen Texte, die den dritten Teil, etwa 90 Handschriften, darstellen. Es wurden Teile von allen Büchern der hebräischen Bibel gefunden, mit Ausnahme des Buches Esther, das wahrscheinlich durch Zufall fehlt. Die deuterokanonischen Bücher sind in Qumran lediglich durch griechische Fragmente des Buches Ecclesiasticus (aus Höhle II) und aramäische Fragmente des Buches Tobias vertreten, von denen bisher nur einige Versionen bekannt waren. Sie bestätigen uns zum Beispiel, daß sich der Vater Tobi und der Sohn Tobias nannte. Teile einer Rolle des Buches Samuel wurden gefunden, die besonders wertvoll sind, weil die begründete Annahme zu dem Schluß besteht, daß sie gegen Ende des 3. Jahrhunderts vor Chr. geschrieben wurden, also vor der Zeit der Makkabäer und vor der Niederschrift des Buches Ecclesiasticus. Diese alten biblischen Handschriften sind bedeutsam, nicht nur weil sie die Glaubensgrundlage des überlieferten heiligen Textes bestätigen, sondern auch weil sie dazu beitragen, hie und da die Originalfassung wiederherzustellen, wo beim Abschreiben manche Wörter verdorben worden sind. Vor allem eröffnen sie uns neue Einblicke in die Geschichte des alttestamentlichen Textes. Schon jetzt tritt klar das Alter der Tradition zu Tage, von der sich der masoretische Text ableitet, ebenso die Tatsache, daß die griechische Fassung der Septuaginta zum großen Teil eine getreue Übersetzung einer anderen hebräischen Ausgabe ist und in gewisser Hinsicht dem Originaltext ganz nahe kommt. Es ist bemerkenswert, daß der inspirierte Verfasser des Buches der Sprichwörter sich, wie es scheint, eines Textes der Bücher Samuels bediente, der einem bei Qumran gefundenen Text und dem Text der Septuaginta ähnlicher ist als dem masoretischen Text. Man stellt fest, daß in der Gemeinschaft von Qumran die Bücher Isaias, Psalmen und Deuteronomium zu den bekanntesten biblischen Büchern gehörten, wie auch im Neuen Testament Isaias und Psalmen am meisten zitiert sind.

Neben den biblischen Texten finden sich viele apokryphe und eigene Texte der Klostergemeinschaft von Qumran. Sie charakterisieren in besonderer Weise die religiösen Zustände in einem bedeutenden Teil Palästinas zur Zeit Christi und zur Zeit unmittelbar vor und nach ihm, vor allem die religiöse

Haltung der Essener, daneben aber auch die der Pharisäer und Sadduzäer. Im Neuen Testament werden Pharisäer und Sadduzäer genannt, gewöhnlich in gegen sie gerichteten Texten, die Essener werden nicht genannt. Das kann man auf ihr zurückgezogenes Dasein zurückführen, vielleicht aber auch auf eine gewisse Sympathie der Jünger Christi für sie, weil sie auf Grund ihrer Lehren einen günstigen Boden für das Evangelium Christi bieten konnten. Man kann in der Tat einige Punkte der Ähnlichkeit in der Ausdrucksweise, in gewissen Bräuchen und in der religiösen Auffassung hervorheben.

Deshalb konnte es nicht an vereinzelten Schriftstellern fehlen, die übertriebene und subjektive Schlüsse über den Ursprung des Christentums zogen. Sie erweckten bei verschiedenen Leuten durch weit verbreitete Publikationen Voreingenommenheit, aber sie wurden sofort durch Gelehrte der verschiedensten Richtungen als voreilig und nicht auf die Texte gestützt zurückgewiesen. Ein unbekannter Artikelschreiber hat vergangenes Jahr sogar den Verdacht ausgesprochen, die Gelehrten, die die Herausgabe der Handschriften vorbereiteten, gingen so langsam zu Werke aus Furcht, sie könnten etwas finden, was ihrem Glauben widerspräche. In Wirklichkeit ist das Gegenteil wahr: sie sind ängstlich bemüht, das ganze Material so schnell wie möglich zu veröffentlichen, auch die kleinsten Fragmente. Wie sie fürchtet auch die Kirche nichts und hat nichts zu fürchten von den Dokumenten und von der Wissenschaft; und deshalb hat der Heilige Vater zweimal wertvolle Hilfe geleistet zum Erwerb und auch zur raschen Veröffentlichung der unschätzbaren Dokumente, die seit 1900 Jahren in den Höhlen verborgen waren. Er hat auf diese Weise zur Verwertung der Funde beigetragen, die mit gutem Recht für die bedeutendste Entdeckung unseres Jahrhunderts angesehen werden.

Die bis jetzt herausgegebenen Handschriften haben bereits ein weites Feld der Forschung eröffnet. Viele Studien wurden bereits gemacht, aber noch viele sind notwendig, bis die Dokumente ihre ganzen Geheimnisse offenbaren. Sie bereichern die historischen und biblischen Kenntnisse. Sie werden die tatsächliche und menschliche Umgebung, in der Jesus und die Apostel lebten, besser verstehen lassen. Wir werden sehen, wie weit sie darin verwurzelt waren, und damit wird sich noch klarer erweisen, wie neu die christliche Lehre war, und noch leuchtender wird die Person Jesu Christi erstrahlen, des Mittelpunkts und Wesens der von ihm geoffenbarten Religion. (Aus dem „Osservatore Romano“)



Herbergsuche

Von Leo Wolpert

Albstadt

Nach dem die Völker sich gesehnt,
nun klopft er an die Tür.
Doch nicht die Menschenfreundlichkeit — die Härte tritt herfür.
Von ihr wird er mit kaltem Sinn
von Tür und Tor verjagt,
bis er im Stall ein Bleiben find,
das ihm im Haus versagt.

O Heiland, laß nicht herzensblind,
nicht herzenshart uns sein!
Wir öffnen Türe dir und Herz,
kehr bei uns gnädig ein!
Und segne uns und sei uns gut,
sei Bruder uns und Freund!
Das Herz wird uns erst weihnachtlich, sind wir mit dir geeint.

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

„Ich? riß der Stampfeter die Augen groß auf, „ich krieg' den Hof im Warten. Wer ist denn da? Der Vater. Hinter dem wartet schon das ‚Schlagl'; denn die Stampfeter werden allemal mit dem ‚Schlagl' geholt, so ist es Brauch seit je. Und das geht schnell! Ist der Vater geholt, so steh' ich da. Die Trine, meine Schwester! Langsam kommt sie in die Jahre. Hat sie den Richtigen, wird sie ausgezahlt, und die Sach', die bleibt ist mein!"

„Warten? Das hat auf Fioll noch keiner können", meinte Anselm. Er faßte den Arm: „Und überhaupt, Stampf! Worauf soll ich denn warten, wenn der Lukas vor mir steht, he?"

„Mit Warten geht's bei dir nicht", spuckte der Stampfeter zur Seite, „aber laß dir Zeit, Anselm. beim nächsten Weindl fällt mir schon etwas ein für dich!"

Dann stampfte er die schmale Gasse hinab, aus der es ihm schon sauer entgegenroch; denn am unteren Ende war der Weinkeller des Peterlunger, mit dem er seinen Handel hatte. Auf dem Stampfeterhofe ging nämlich der Wein schon um das Frühjahr zu Ende, weil der Durst, wie die Leute sagten, doppelt so groß war wie der Weinberg im Ried. Prüfend zog der junge Stampfeter die Luft durch die Nase. Die Nähe des Weines stimmte ihn übermütig. Er gab Anselm einen Stoß in die Rippen: „Schau dir mittlerweile die Weibsleut an, die lebendigen. In Klausen sind sie extra gut geraten! Hast es wohl gesehen dazumal, wie die Sache war mit dem Stier."

Anselm strich ziellos durch die Gassen, Elend war ihm zumute. Der Pflug fiel ihm ein, der verlassen im weiten, großen Grundacker stand. Das beste wäre, heimzugehen und den Acker zu Ende zu pflügen.

„Die Mutter", dachte er. Dabei stieg der alte Groll wieder in ihm hoch. Was galt er ihr? Christoph, ja! Der war alles. Und nun schon gar, seit er vermißt war. Der wußte, wie man sich selten machte. Und Lukas! Ihn nahm die Mutter als den Bauer. Doch er? Er war wohl zu sehr dem Vater nachgeraten, als daß ihn die Mutter verstanden hätte. So mußte er selbst zur rechten Zeit auf seine Sache sehen.

Jetzt stand er vor dem kleinen Häuschen, das an dem Turm des Schlosses angebaut war.

„August Schrötter, k.k. Grundbuchführer i.R.", las er auf dem grünen Schildchen. Das „i.R." war erst nachträglich angeführt worden, doch mit den gleichen, steifen, wohlgezirkelten Buchstaben wie die übrige Schrift.

Anselm zog die Glocke.

„Was ist?" fuhr der Kopf des Alten aus dem Fenster.

„Eine Auskunft!" rief Anselm.

„Wenden sie sich gefälligst an meinen Nachfolger", rief der Alte. Er hatte diesen Satz anscheinend schon in der Übung, „ich bin ‚in Ruhe', wie sie sehen! Privatperson . . ."

„Privat, ja, so meine ich es!" rief Anselm hinauf.

Der Alte schob die Brille auf die Stirn.

„Der junge Fioller? Jetzt erkenne ich Euch!"

„Ich bin Anselm, der zweitälteste . . ."

„Ich weiß, ich weiß", fiel ihm der Alte ins Wort, und freundlicher werdend: „trotzdem, in der Erscheinung der Fioller, wie er leibt und lebt."

Er schloß die Tür auf, ohne den Blick von Anselm zu lassen, und schob ihm einen Stuhl hin. Ehe er sich an den Tisch setzte, breitete er sorgsam ein Tuch über den Vogelkäfig, der an der Wand hing. Der Kanarienvogel, der, als Anselm eingetreten war, unruhig die Federn gesträubt hatte, verstummte sogleich.

„Arges ist über Fioll gekommen", begann der Alte mit einer Stimme, die jedes Wort sorgfältig abzuwägen schien, „der Tschoi ist gekommen, wie er 1885 kam und 1806 und 1763. Doch diesmal hat er nicht nur das Feld, diesmal hat er auch den Bauer genommen.

Eine Auskunft, sagt Ihr? Ich wüßte nicht, welche. Auf Fioll ist alles klar. Zu gleichen Teilen war der Fioller mit seinem Weibe in Recht und Be-

sitz. Nun, da er tot ist, bleibt die grundbuchlich gesicherte Hälfte der Bäuerin stehen. Außerdem verwaltet sie für den verstorbenen Besitzer dessen Anteil, bis die Übergabe an den ältesten Sohn erfolgt. Nur ein Testament des Fiollers könnte diesen Vorgang ändern. Soviel ich aber weiß, ist Euer Vater ohne Testament verschieden."

„Geschriebenes war nichts!" meinte Anselm vorsichtig.

„Auch wenn der Fioller, wie ich ihn kannte, ein Testament verfaßt hätte, würde er sich Wort für Wort an den Brauch gehalten haben!"

Anselm verstand, wie er das meinte. Mit Mühe nur zwang er sich zur Antwort. Jetzt galt es kaltblütig zu bleiben.

„Was der Vater getan hätte, kann niemand sagen", begann Anselm, „denn geschrieben ist nichts, wohl aber gesagt."

„Gesagt?" Der Alte blickte fragend auf.

Anselm sagte fest und so sicher, als hätte er jedes dieser Worte schon vorher genau bedacht: „Als ich als der letzte an seiner Seite kniete, schaute er, ehe er starb ,noch einmal auf mich und sprach: ‚Haltet Fioll!' "

Der Alte horchte aufmerksam zu und schüttelte nachdenklich den Kopf. Dann stand er auf, trat an den Käfig und hob eine Ecke des Tuches hoch. Sogleich begann der Vogel wieder zu singen. Zufrieden hörte er es. Dann wandte er sich wieder zu Anselm.

„Wiederholt es mir noch einmal, dieses Wort!"

„Haltet Fioll! So sagte der Vater."

„Haltet Fioll? Dies wäre, grammatikalisch genommen, ein Pluralis. Nachdem aber jeder Vater hierzulande seinen Sohn ‚Du' anspricht, in Singularis also, hieße es in diesem Falle: ‚Halte Fioll!' Ich verstehe nicht, weshalb der Vater in der Mehrzahl sprach, wenn Ihr allein bei ihm wart?"

„Ganz allein nicht, mein Bruder Lukas war nicht weit von mir. Jedoch der Vater hat auf mich allein geschaut, wie er das gesagt hat. Er meinte mich. . ."

Der Alte hob abwehrend die Hand.

Doch hartnäckig fuhr Anselm fort: „Wenn nichts Geschriebenes vorliegt, muß doch so ein Wort gleichviel gelten wie ein Testament, mein' ich. Ihr nennt es: ‚Der letzte Wille', wenn der Vater auf mich sieht und sagt: Haltet Fioll! Also muß ich wohl tun, wie sein Wille ist!"

„Ihr habt also einen Zeugen dafür?" sprach der Alte mit bitterem Ernst.

„Lukas, meinen Bruder!"

„Mit dem Ihr um das Erbe streitet? Wie denkt Ihr Euch das? Soll Lukas Zeugenschaft tun gegen sich selbst?"

„Nicht gegen sich, nicht gegen mich, er muß bezeugen, wie es war. Sonst nichts. Und will er nicht, so heiß' ich ihn schwören. . ."

Die Augen des Alten blitzten zornig aus den weißen, buschigen Brauen: „Auch ein Schwur wäre vergeblich, verstanden? Denn ‚Haltet Fioll!' könnte nie mehr heißen, als daß Ihr beide den Hof halten solltet. Doch Ihr wißt so gut wie ich, daß dies gegen Recht und Brauch wäre. Solange Fioll steht, hat immer der älteste der Söhne allein den Hof übernommen. Wißt Ihr einen Hof im Lande, auf dem es anders wäre? So fordert es der Brauch unserer Altvorderen. Sie wußten wohl, warum sie sich so strenge daran hielten!"

„Wenn es aber der Vater anders will? Wenn er auf mich schaut: Ich sage es, so wahr ich hier stehe! — und spricht: Haltet Fioll! — gilt das nichts? Das Wort eines Sterbenden? Hört das kein Gericht? Wer will die Hand aufheben gegen ihn, wenn ich vor die Richter trete und sage es im Eide?"

„Anselm Hellensteiner", rief der Alte beschwörend. „Damit werdet Ihr das Gesetz nicht brechen! Ihr versündigt Euch an Eurem Vater und an Eurer Familie."

„Und die Arbeit?" brauste Anselm auf, „zählt die Arbeit nichts? Wer hat denn auf Fioll gearbeitet sein Leben lang? Lukas etwa? Der hat studiert, drei Jahre war er in Österreich. Drei Jahre habe ich seine Arbeit getan. Christoph? Ich will von Ihm nicht sprechen. Wer weiß ob er noch am Leben ist. Gewiß aber gilt für mich: Arbeit für Lukas, Arbeit für Christoph! Dies war das Gesetz auf Fioll, Arbeit für drei! Versteht Ihr jetzt das Wort des Vaters? Wer anders als ich, Anselm, konnte ihm Fioll halten? Ich habe mich geschunden, gerackert, alle Tage bis heute, ich war dem Vater der beste Knecht, ich habe wirklich Fioll mit meiner Kraft gehalten. Und nun steht Ihr da und schüttelt den Kopf und sprecht vom alten Gesetz? Nur der Älteste, sagt Ihr. . . . Ha, ist es nicht zum Lachen? Alles nur, weil er zwölf Monate vor mir auf die Welt gekommen ist? Kann er etwa dafür? Ein reiner Zufall! Ein Zufall soll über Fioll entscheiden?"

Anselm schlug sich die Fäuste an die Schläfen. Es loderte ihm feurig vor den Augen, so im Zorn war er.

Der Alte stand auf. Lange schwieg er. Dann trat er wieder zum Vogelkäfig hin, pfiff ein wenig und wartete, bis er Antwort bekam.

Als er wieder zu Anselm trat, fragte er ruhig: „Lukas hat studiert, sagt Ihr? Geschah es mit dem Willen des Vaters!"

„Mit dem Willen des Vaters!"

„Lukas hat demnach einen anderen Beruf er-

lernt. Er ist Techniker, wenn ich nicht irre. Er könnte also auch . . ."

Anselm horchte auf.

„Es könnte die Frage, wer das Erbe des Verstorbenen übernehmen solle, auch gütlich gelöst werden."

„Gütlich?"

„Einvernehmlich, ja. Lukas müßte freiwillig erklären, daß er zu Euren Gunsten auf sein Recht verzichten wolle!"

„Das Gegenteil tut er. Solange der Vater noch lebte, ließ er alles im unklaren. Oft genug sagte er damals im Unwillen: Ich gehe! Kaum war der Vater in der Erde — wir gingen vom Friedhof heim —, da fiel es ihm ein: Ich bleibe!" Anselm stöhnte wie unter einer schweren Last.

Dem Alten graute vor der unheimlichen Gewalt, die aus ihm losbrach. Beschwichtigend legte er ihm die Hand auf die Schulter: „Wie ich Eure Mutter kenne und auch Lukas, Euren Bruder, wird Euch niemand wehren, auf dem Hofe zu bleiben, solange Ihr wollt. Fioll kann es gut ertragen, daß zwei dort schaffen, besonders nach dem Unglück, das Euch betroffen hat."

„Nein! Schaffen kann auf Fioll nur einer!"

„Schaffen, gewiß! Doch Eure Arbeitskraft . . ."

„Arbeitskraft? Das heißt: Arbeiten für andere! Das heißt: Knecht sein! Bloß, weil er ein Stück älter ist! Knecht sein, ein Leben lang, nein! Niemals! Jedem andern eher als ihm. Knecht auf Fioll, nie, nie!"

Anselm war aufgesprungen. Erregt schritt er auf und nieder. Dann trat er an das Fenster. Draußen lag die Welt, friedlich wie immer. Über die spitzen Dächer leuchtete hell der Flug herein, die Wiesen, strahlend im jungen Grün des Jahres, in der kräftigen, dunklen Erde die aufgebrochenen Gevierte der Äcker.

Anselm kehrte sich herum.

„Da Ihr das Gesetz so genau kennt und wißt, was Brauch ist, möchte ich Euch fragen: Wann ist es also Brauch, daß die Bäuerin, wenn sie zu gleichem Teile auf dem Hofe im Besitz ist, den Anteil des verstorbenen Bauern an den ältesten Sohn übergibt?"

„Vorausgesetzt, daß der Sohn bereits beim Tode des Vaters volljährig war, was für Lukas zutrifft, ist es üblich, nicht länger als das Trauerjahr abzuwarten."

Anselm nickte kurz, als hätte er diese Antwort erwartet. Er zog die Brieftasche.

„Was bin ich schuldig?"

Der Alte schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nicht deshalb! Fioll liegt mir am Herzen. Und Euer Schicksal nicht minder, Anselm; denn die Natur hat Euch zum Bauer bestimmt, das sieht Euch jeder an. Wie Ihr vor mir steht, seid Ihr, dem Willen des Schöpfers nach, der Fioller so ganz und gar, daß Ihr nichts von dem hättet zu verraten brauchen, was Euch das Herz bedrückt; es könnte gar nicht anders sein. Und doch: So gewiß das eine ist, so sicher ist das andere: daß das Recht allein auf seiten Eures Bruders steht. Darum bitte ich Euch: macht im Frieden aus, was zu tun ist, und bedenket in allem: es geht um den Hof, der länger steht, als wir alle leben, und bleiben muß über ein kurzes Menschenleben hinaus. Was gälte unser Land noch, wenn nicht die Höfe unseren Nachkommen blieben?"

„Ich tue, was mir aufgetragen ist", sagte Anselm abweichend.

Der Alte sah ihm nach, wie er die Gasse hinunterschritt, in allem: der Bauer auf Fioll! Dann schloß er sorgfältig die Tür zu und legte den Riegel ein, als wolle er die Unruhe, die ihm das Leben draußen in seine stille Abgeschiedenheit gebracht hatte, aus seinem Hause verbannen. Zart hob er das Tuch vom Käfig, spitzte den Mund und pfiff dem Vogel wieder die erste Zeile seines Liedes vor. Doch dieser, mißtrauisch über die plötzlich hereingebrochene Helle, sprang unruhig von einer Sprosse zur anderen und drehte den Kopf vorsichtig nach allen Seiten.

„Wir sind wieder allein", sagte der Alte besänftigend, „es kommt nichts Gutes von draußen. Sing nur weiter."

Der junge Stampfeter hatte schon etliche Liter geleert. Ungeduldig schob er Anselm das Glas hin.

„Bist beim Advokaten gewesen?"

„Laß mich!" stieß Anselm durch die Zähne.

„Das klingt nicht freundlich! Trink!"

Anselm tat einen knappen Schluck.

„Ich glaub', du hast mehr zu vergessen, als Wein in diesem Glase ist. Sauf!"

„Knecht", brach es aus Anselm hervor, „verstehst du das? Ein Leben lang Knecht?"

„Aus diesem Loch pfeift der Wind?"

„Meine Arbeitskraft, sagt er. Ich könnt' ja auf dem Hofe bleiben, meint er, so ein Hof wie Fioll vertrage beide, sagt er. Und im gleichen Atem: Fioller, ganz und gar! Nach dem Willen des Schöpfers: Fioller. Der Narr!"

Der Stampfeter schenkte nach. Der Wein floß über das Glas. Seine Hand war unsicher. Er stieß sein Glas gegen das des andern.

„Weg das! Merk auf, was ich dir sag', Anselm. Beim Wein — hab' ich's nicht gesagt? — fällt mir alleweil das Richtige ein. Weiber regieren die Welt. Das merk dir fürs erste. Wo du hinschaust: Weiber, nichts als Weiber! Fürs zweit also: Schau dir um

ein Weib, eine gute Hauserin. Wer kann es dir wehren? Bist du nicht das sauberste Mannsbild am Berg, he? Wer von den Burschen im Dorfe hat den schweren Lupfstein gehoben, der vor der Schmiede liegt? Probiert haben es viele, aber gelupft hat ihn keiner. Da kam der eine! Drei Finger hoch hat er den schweren Stein gelupft, Anselm von Fioll. Meinst, die Weiber sind blind? Sie lieben die Kraft. Ach, wenn ich den Stein lupfen könnte! Sauf! Die Weiber wissen alles. Nimm dir eine gute Hauserin, sag' ich. Leicht hast du sie zur Hand. Die tut dir schon die Tür von innen auf . . ."

Er schlug mit der flachen Hand nach einer Fliege und patschte dabei in die Lache hinein, daß der Wein nach allen Seiten spritzte.

„Anselm, eine Hauserin, sag ich dir! Die wiegt ein Dutzend Advokaten auf. Eine Hauserin brauchst du, ehe der Lukas mit einer kommt!"

Das Glas schwankte in seiner Hand, so im Zorne war Anselm noch immer. „Das also meinst du?"

Dies war alles, was er dazu sagte. —

Spät am Abend fuhren sie heim. Als der Stampfeter bei der Kapelle hielt, stand, wie aus dem Boden gewachsen, Lukas da.

„Was ist mit dem Tschoi?" fragte er Anselm.

„Ja, mit dem Tschoi", meinte Anselm gedehnt. „Was soll mit dem Tschoi sein?"

„Das Wasserrecht am Tschoi, meine ich!"

„Laß mich mit dem Tschoi in Frieden", sagte Anselm und ging an ihm vorbei.

„Es steht also für Fioll!" rief Lukas, „dann baue ich!"

Bauen, ja! Bauen, das kannst du! Ein Kraftwerk! Aber den Acker . . ."

Doch plötzlich hielt er inne. Er sah, daß der Grundacker fertig gepflügt war.

„So ist das!" sagte Anselm, schob den Hut aus der Stirn und trat in das Haus.

XIII

Nacht war es. Still lag das Land. Vom Lärchenwald her wehte es kühl. Ruhig und fest, wie der Atem eines Menschen geht, lag das Rauschen des Tschoi in der heimlichen Stille.

Agnes fand keinen Schlaf. Weit tat sie das Fenster auf und horchte hinaus in die Nacht. Es war Lukas, der über den Hof ging. Sie erkannte ihn, ohne daß sie ihn sah, an seinen festen, kräftigen Schritten. In dieser Zeit, da das Kraftwerk gebaut wurde, war er immer der letzte, der von der Arbeit kam.

Der Himmel war wie ein See, der ohne Grund ist, dunkel und doch zugleich unendlich klar. Über dem Schlern stand das Sternbild des Orion. Agnes liebte dieses Himmelszeichen. Schon als Kind war es ihr wohl vertraut gewesen. Wenn sie dieses schöne, wohlgestaltete Dreigestirn gefunden hatte, barg die dunkelste Nacht für das Kind keine Schrekken mehr. Später waren ihr diese drei Sterne, gleich voneinander und doch gleich nahe in einem und an das gleiche Ziel gebunden, wie das Sinnbild ihrer drei Söhne erschienen, von denen jeder auch in seiner Art war, doch wie die andern im gleichen Lichte stand.

Einer von den fremden Arbeitern, die in der Machkammer lagen, begann zu singen. Es war eines der wehmütig schönen Lieder, wie sie in den engen Callen oder auf den Kanälen Venedigs erklingen, wenn ein Bursch von seiner Liebsten träumt. Eine tiefe Stimme fiel ein, ein dunkler Baß gab den Grund.

Anselm hatte noch Licht in seiner Stube. Er war wieder im Dorfe gewesen und hatte getrunken. Nie hatte er dies früher getan. Aber es ging in dieser Zeit eine Wandlung in ihm vor, Agnes bemerkte es schon seit langem. Es wurde ihr eng um das Herz, wenn sie an Anselm dachte. Mehr denn je verschloß er sich vor ihr. Kein Wort, das der Mutter geholfen hätte, zu ihm zu finden! Und doch litt sie mit ihm jeden Tag und jede Stunde.

Eine seltsame Unruhe war in Agnes. Sie wußte nicht, woher dies kam. War es jenes unerklärliche Vorausahnen der Dinge, das ihr, schon von ihrer Mutter her, zu eigen war?

„Habe ich den Riegel nicht aufgetan?" dachte sie erschrocken.

Sie warf den schwarzen Schal um die Schultern, stieg hastig die Stufen hinab. Die Tür war unversperrt. Sie hatte doch selbst den Riegel zurückgeschoben? Wie konnte sie dies nur vergessen? Seltsam war dies alles.

Als sie heimlich wieder durch das schlafende Haus ging, überfiel sie ein merkwürdiger Gedanke. Wie? Wenn jemand sie gesehen hätte, Agnes, ein Weib in der vollen Kraft ihres Lebens, wie sie heimlich den Riegel auftat im Hause und wartend am Fenster ihrer Kammer stand?

Das kam wohl, weil das Lied, dieses fremde, klagende Lied, so eigen an ihr Herz griff. Es war gut, daß sie nun schwiegen, die fremden Männer da oben.

Nein, Agnes dachte nichts anderes als das eine: Christoph. Wann wird er kommen?

Wenn er einmal eintraf, nachts, erschöpft, vielleicht todmüde, hungernd, frierend oder krank, wenn Zweifel in ihm waren, ob ihm Fioll noch eine Heimstatt wäre oder ob er ausgestoßen sei für immer, an der unverschlossenen Tür sollte er sogleich erkennen, wie die Mutter seiner harrte. Nicht pochen sollte er, nicht einmal ihren Namen rufen, wenn er zu ihr

in die Kammer trat, wenn sie ihn wieder an ihr Herz schloß.

Oh, wie sehnte sie sich nach seinen dunklen, träumenden Augen, nach dem zarten Lächeln seines Mundes, nach dem versonnenen Lichte, das über seinem Antlitz lag, wenn er spielte oder erzählte! Wie nüchtern und schal war das Leben auf Fioll geworden, seit Christoph fort war!

Agnes fühlte aus ihrem innersten wahren Wesen herauf klar und eindeutig, daß das „nackte Dasein, die Arbeit und der Kampf ums Dasein" an sich nicht lebenswert ist ohne Religiosität und Hoffnung. Der Traum vom Leben ist so wichtig wie das Leben selbst. Gewiß, auch Lukas und Anselm hatten ihren Lebenstraum, aber Christoph hatte seine Seele bewahrt wie ein Engel, er hatte sie weder an Fioll noch an die Technik gebunden, Christophs Seele schwebte zwischen Gut und Böse; nun war sie gefährdet, vielleicht schon verloren und zerrissen. Agnes hatte am Sonntag in ihrem Gebetbuch den Bibelsatz gelesen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Dabei hatte sie an Christoph denken müssen.

„Christoph", sprach Agnes in das dunkle Schweigen der Nacht hinein, es tat ihr wohl, den vertrauten Namen zu hören, „wie konntest du mir diesen Schmerz zufügen? Hast du die Worte vergessen, die glücklichen, die du sprachst, als du mir die marmorne Kugel schenktest? — ‚Es ist ein Zeichen, Mutter, daß ich dich über alles lieben muß. So hab' ich es gelobt!' Wie grausam ist das Schicksal doch, daß es uns mit jenen Menschen, die wir am innigsten lieben, am bittersten weh tut."

Agnes schrak aus ihren stillen Gedanken auf. Ein Geräusch im Anger draußen? Das Gatter knarrte immer ein wenig, wenn man es zu hastig öffnete. Hatte da nicht jemand das Gatter aufgestoßen? Oder war es der Wind nur, der in der Lärche rauschte?

„Christoph?"

Schweigen nur. Nichts. War er nicht Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute? Konnte sie nicht ergründen, was in seinem Herzen vorgegangen war, was ihn wohl in die Fremde getrieben haben mochte?

Wieder ein Geräusch, näher nun! Agnes beugte sich weit aus dem Fenster.

„Christoph? Bist du es?"

Im Widerschein der Sterne sah sie eine Gestalt über den Hofplatz eilen.

„Bäurin?"

„Ach, du bist es, Ev?"

Da stand das Mädchen unter dem Fenster und hielt fröstelnd den Mantel über ihrer Brust zusammen.

„Ihr sollt kommen! Es ist einer da, ein alter Hirte wohl, er spricht Eure Sprache, Bäurin!" Ev rief hastig. Sie war erregt. „Ich werde nicht klug aus ihm. Doch glaube ich, er kommt von Christoph!"

Wie sie stand, sprang Agnes die Stiege hinab und lief mit Ev über den Anger hinüber nach Tschelm.

„Er lebt!" jubelte ihr Herz mit jedem Schritte. „Christoph lebt! Ich habe es gewußt. Mein Kind, mein armer guter Christoph lebt . . ."

In der düsteren Rauchküche von Tschelm saß ein alter weißhaariger Hirte vor der Schüssel und löffelte bedachtsam das eingebrockte Brot aus der heißen Milch. Unruhig flackerte das Licht der Kerze in seinem Antlitz. Manchmal schien es, als verzögen sich die tausend Falten und Fältchen um die Augen und Mund zu einem spöttischen Lächeln. Doch es war nur Trug. Der Alte war ganz beim Essen. Er sah nicht einmal auf, als Agnes sich an den Tisch setzte.

„Gute Zeit!" grüßte sie in der heimischen Sprache.

Der Alte nickte bloß. Die Milch troff ihm in den Bart.

Er nahm den Laib und schnitt, als er mit den letzten Brocken fertig war, noch Brot in die Schüssel.

Agnes sagte: „Ein weiter Weg!" Doch als sie sah, mit welchem Hunger der Fremde über dem dürftigen Mahle saß, schwieg sie.

Eine Ewigkeit schien es ihr, bis der Alte damit zu Ende war. Er hob die Schüssel an den Mund und trank den letzten Rest der Milch heraus. Dann wischte er mit beiden Händen durch den Bart und blickte um sich.

Ja, so war es also. Dieses Mädchen war die Tschelmer Ev, von der jener andere gesprochen hatte, und dies? Er sah auf die fremde Frau im dunklen Kleid, die neben dem Mädchen saß, die Hände ineinandergefaltet.

„Wer seid Ihr?" fragte er mit rauher Stimme.

„Die Mutter bin ich, Agnes, die Bäurin auf Fioll!"

„Von Euch weiß ich nichts", sagte der Fremde und schüttelte den Kopf. Doch er war froh, die eigene Sprache zu hören. „Ich weiß nur von dieser da, der Ev von Tschelm!"

„Lebt Christoph? Sagt das eine nur!"

Der Fremde zog die Schulter hoch.

„Ihr fragt viel, Frau. Ich weiß es nicht. Als ich fortging", er zog die Stirne in Falten und begann zu rechnen, „der Montag, der Sonntag, vor drei Tagen, am Freitag, als ich fortging, lebte er noch . . . aber . . ." (Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

„In uns lebt etwas von Gottes selbstloser Liebe. Göttliches Leben beseelt uns. So sind wir einer unsere natürlichen Kräfte übersteigenden Liebe fähig. Wenn wir uns in Gott hineinverlieren, keimt in uns etwas unsäglich Vollkommenes auf.“ Die Worte aus dem Buche „Christliche Lebensgestaltung“ von J. Leclerq kommen uns gerade jetzt, zur Weihnachtszeit, zum Jahreswechsel, in den Sinn. Ist es nicht immer etwas von Gottes selbstloser Liebe gewesen, was da in unsere Wohltäter drang und sie bewegte, ihr stilles Opfer für die Erziehung von Priestern hinzugeben? Ist es nicht immer ein Zeichen, daß unsere Wohltäter einer Liebe fähig sind, die nicht von dieser Erde stammt? Das ist etwas von jener Liebe, die zur Heiligen Nacht Fleisch geworden unter uns, damit, was in Bethlehem geschah, auch wahr werde in den Herzen der Menschen. Wo opfernde Gottesliebe sich bekundet, da ist Christus geheimnisvoll geboren im Herzen. Dort lebt Er und dort wirkt Er und bewegt die Menschen, Gutes zu tun.

Bisher eingenommen:	$6,522.77
Ein Freund, Humboldt, Sask.	3.00
Mrs. M. Binder, Langenburg, Sask.	3.00
Mrs. F. Dettling, Friedenstal, Alta.	1.00
J. Klein, Thorsby, Alta.	2.00
Mrs. F. Kosokowsky, Carmel, Sask.	2.00
Mrs. Thiringer, Venice, Cal.	5.00
Mrs. J. Schauenberg, Vorwood, Sask.	10.00
	$6,548.77

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Die erfolgreiche Filmschauspielerin war auf ihren Jockei erbost, weil er bein Rennen nur Vierter geworden war, und ließ es ihn merken.
Er erwiderte ruhig: “Glauben Sie mir, Gnädige Frau, ich hätte ihnen gern den Gefallen getan zu siegen, aber ich konnte schlecht vor meinem Pferd am Ziel sein.”

* * *

Eine vornehme alte Schottin ging spazieren und bemerkte am Straßenrand einen Bettler, der Gras aß.
“Warum machen Sie denn das, lieber Mann?” fragte sie.
“Weil ich Hunger habe”, antwortete der Mann.
Ein gütiges Lächeln überstrahlte das Gesicht der alten Dame: “Sie Ärmster, ich will ihnen helfen. Kommen Sie mit in meinen Garten, dort ist das Gras viel schöner!”

* * *

Ein Schotte begegnete seinem Freund. “Was bedrückt dich denn so, James?”
“Unser Fußballklub, der seit 46 Jahren besteht, wurde heute aufgelöst.”
“Aber warum denn?”
“Wir haben den Ball verloren.”

“Angeklagter, sind Sie vorbestraft?”
“Ja. Aber das ist schon fünfundzwanzig Jahre her.”
“Und was haben Sie in der Zwischenzeit getan?”
“Ich war im Gefängnis.”

* * *

“Ein Freund von mir aus Schottland schickte mir gestern sein Bild.”
“Du hast ihn doch schon solange nicht mehr gesehen, deinen Freund, wie sieht er denn jetzt aus?”
“Ich weiß es selbst noch nicht, ich muß die Aufnahme erst entwickeln lassen!”

* * *

Standen im “Grünen Baum” zwei an der Theke. Kamen ins Gespräch. Meinte der eine: “Reisen, wissen Sie, ist eine herrliche Sache! Diesen Sommer war ich zweimal am Meer und einmal in den Alpen.”
“Na je”, meinte der andere, “ich war zweiundzwanzigmal in Frankfurt und sechsunddreißigmal in Nürnberg.”
“Donnerwetter! — Millionär?”
“Nee — Lokomotivführer!”

* * *

“Du weißt doch: Doppelt gibt, wer rasch gibt!” sagte die junge Ehefrau zu ihrem Mann. “Ich brauche dringend zehn Mark!”
“Gut”, sagte darauf kurz entschlossen der Eheman, “hier hast du fünf Mark.”